Biographien : G

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **68-69 (1958)**

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

scher Handelsrichter und in vielen anderen geschäftlichen und sozialen Organisationen. In Würdigung seines vielseitigen Schaffens wurde ihm von der Universität Basel der Ehrendoktor verliehen.

Viele kannten Funk nur von seiner gütigen und jovialen Seite. Sein Humor war weitbekannt. Seine andere Seite aber war aus hartem Stahl, wie die Maschinen, denen er sein Leben gewidmet hat. Einer einmal erkämpften Überzeugung blieb er treu. War ein Weg gewählt, so wurde er auch beschritten, gleichviel, ob er beschwerlich war oder nicht, denn Funk war ein fester Charakter, der Zweifel und Unentschlossenheit nicht kannte. Zu jedem Problem, das ihm das Leben aufgab, und es waren deren viele, bildete er sich eine feste Meinung.

Ein Mann von außerordentlichem Ausmaß und von ungewöhnlicher Schaffenskraft, von seltenem Wert, von hohem Fluge, von umfassendem Wissen und von untadligem Charakter, so nannte ihn alt Bundesrat Schultheß.

Fritz Funk *276*

Gangyner, Rudolf Anton, Pfarrer in Beinwil (Freiamt). * 1779 in Lachen SZ, † 16. August 1840 in Beinwil. Studium an der Klosterschule Engelberg; theologische Ausbildung in Konstanz. Primiz in Lunkhofen, wohin «ein besonderer Zufall» ihn führte und wo er als beliebter Kaplan amtete, so daß ihm die Filiale Jonen das Bürgerrecht schenkte. 1813 vom Kloster Muri als Pfarrer nach Beinwil berufen und 1833 vom Kapitel Bremgarten zum Kammerer gewählt. Bis 1835 als Bezirksschulrat tätig, worauf er sich bei Inkrafttreten des neuen Schulgesetzes zurückzog. Er war auch wissenschaftlich interessiert und schrieb treffliche Abhandlungen, die er im Archiv für Pastoralkonferenzen im Bistum Konstanz veröffentlichte.

Seine letzten Lebensjahre fielen in die kirchenpolitisch bewegte Zeit von 1830/40, die ihn auch in Mitleidenschaft zog.

Nachdem Dekan Dosenbach in Bremgarten Anno 1834 durch Urteilsspruch des Obergerichtes als Pfarrer und Dekan abgesetzt worden war, sollte Kammerer Gangyner im Auftrage der Regierung für die Verwesung der Pfarrei Bremgarten besorgt sein und das Kapitel besammeln zur Vornahme einer neuen Dekanatswahl. Gemäß Weisung des Bischofs und um dem geschworenen Priestereide nicht untreu zu werden, weigerte sich Gangyner, dies zu tun, wurde vom Bezirksgericht Bremgarten von Schuld und Strafe freigesprochen, jedoch durch das Obergericht zu einer Buße von fünfzig Franken verurteilt.

Seinem kirchlichen Standpunkt blieb er auch treu bei Anlaß der Eidesleistung der Geistlichen auf die Verfassung am 24. November 1835. Als Kapitelskammerer übergab er gegen den bedingungslosen Eid eine Erklärung ans Protokoll, welche von den anwesenden 21 Priestern des Bezirks Muri unterzeichnet wurde. Der Große Rat beschloß in der Folge, es solle aus dem vorgeschriebenen Eide nie etwas gefolgert werden, was der katholischen Religion zuwiderlaufe, worauf die Eidesleistung am 30. November 1835 anstandslos erfolgte.

Indem Pfarrer Gangyner dem Staatsabsolutismus zu widerstehen wagte, gilt von ihm, was die *Schweizerische Kirchenzeitung* von den Geistlichen schrieb, die den bedingungslosen Eid auf die Verfassung ablehnten: «Unabhängig von menschlichen Drohungen und Versprechungen, wollten sie lieber eine glückliche Lebensexistenz zum Opfer bringen, als treulos an der Kirche Gottes und am eigenen Gewissen werden.»

LITERATUR: *Taschenbuch der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau 1923*, S. 15, Anmerkung 2. – *Schweizerische Kirchenzeitung 1835*, Nr. 38, Spalte 678; Nr. 49, Spalte 857f.; *1840*, Spalte 547–50, Nekrolog. – *Waldstätter Bote 1835*, Nr. 70, S. 278; Nr. 76, S. 301; Nr. 97, S. 388. – *Bericht des Kleinen Rates an den Großen Rat in betreff der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten des Kantons Aargau*, d.d. 28. August 1835, S. 17. – *Erbe und Auftrag*, S. 67.

Franz Rohner † *277*

Ganter, Heinrich, * 24. Februar 1848 in Neustadt (Großherzogtum Baden), † 29. Juli 1915 in Bad Schwalbach (Hessen-Nassau), Professor der Mathematik an der Kantonsschule Aarau. Er besuchte die Bürgerschule zu Freiburg im Breisgau und eine Privatschule in Frankfurt am Main. 1869 erfüllte er seine Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger und machte als Leutnant den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 mit. Nach etlichen Jahren schwerer Sorgen begann er im dreißigsten Lebensjahr seine Studien an der mathematisch-physikalischen Abteilung des Eidgenössischen Polytechnikums in Zürich und befreundete sich mit August Tuchschmid, dem späteren Rektor der Kantonsschule Aarau. Nach Erwerbung des Fachlehrerdiploms wurde er Assistent am Polytechnikum, doktorierte an der Universität Zürich und wurde Hilfslehrer am Gymnasium Zürich. 1886 erfolgte seine Wahl zum Professor der Mathematik an der Kantonsschule Aarau. 28 Jahre erteilte er einen sehr guten Unterricht. Er war eine tief veranlagte und dabei stark ausgeglichene Lehrerpersönlichkeit. Als Dokument für sein methodisches Können darf sein zusammen mit seinem Freunde, Professor Ferdinand Rudio, verfaßtes und mehrmals aufgelegtes *Lehrbuch der analytischen Geometrie* betrachtet werden, das längere Zeit an der Kantonsschule Aarau verwendet wurde. In der Beurteilung der Schüler war Ganter wohlwollend und gerecht. Wir Schüler schätzten ihn und waren in der Mathematik sehr gut vorbereitet. Im Lehrerkollegium war er wohlangesehen; seine umfassende Bildung und seine außeramtliche Tätigkeit fanden volle Anerkennung. Er liebte unsere Berge. Bald nach seiner Übersiedelung nach Aarau erweckte er die Sektion Aarau des Schweizerischen Alpen-Clubs zu neuem Leben und übernahm während Jahren deren Leitung. Er unterstützte Rektor Tuchschmid bei der Organisation der dreitägigen Schulreisen und führte oft Gruppen ins Hochgebirge. Eifrig betätigte er sich im Kunstverein und in der literarischen Gesellschaft. Ihm wurde 1890 die Leitung des neugegründeten Kantonsschülerhauses übertragen, das er mit seiner Frau, in Erfüllung einer großen erzieherischen Aufgabe, vortrefflich geführt hat. Heinrich Ganter war eine edle Natur und mehr als ein trefflicher Vermittler mathematischen Wissens; er war ein überlegener Mann, der sich in allen, auch schweren Lebenslagen würdig stellte. Er war der letzte unter den zahlreichen deutschen Professoren, die an der Kantonsschule Aarau im ersten Jahrhundert ihres Bestehens wirkten.

LITERATUR: *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1915/16.* Ansprachen von Rektor TUCHSCHMID, Professor H. KÄSLIN und Professor Dr. MEISSNER.

Adolf Hartmann *278*

Gautschi, Emil, * 19. August 1885 in Reinach, † 15. März 1929 daselbst, Flach-, Dekorations- und Kunstmaler; Lehrzeit in Basel, Wanderjahre in Paris, Hamburg, Berlin, wo er die Fachschulen für Dekorations- und Kunstmalerei besucht. 1909 etabliert er sich in seiner Heimatgemeinde Reinach, wird Fachlehrer an der dortigen Gewerbeschule und macht sich einen Namen als Theatermaler. Er schafft zusammen mit seinem Freunde Elmiger von Ermensee die Szenerien zum Festspiel des eidgenössischen Sängerfests 1923 in Luzern, allein dann diejenigen zum Festspiel des kantonalen Gesangfests 1927 in Reinach. Von ihm stammen die Innendekorationen des in den zwanziger Jahren umgebauten Gemeindehauses sowie der zur gleichen Zeit völlig renovierten Kirche in Reinach. Sein Streben gilt aber auch der freien Künstlerschaft und seine Liebe landschaftlichen oder architektonischen Motiven des Oberwynentals. Manche seiner Bilder sind für die jährlichen Wandkalender des *Echos vom Homberg* lithographiert worden. Mit Erfolg wagt er sich gelegentlich auch an das Porträt. Zusammen mit seinem Schulkameraden Otto Ernst veranstaltet er 1928 eine Kunstausstellung im Schulhaus Reinach. Seinem Namen ist man auch in nationalen

Kunstausstellungen begegnet, denn es sind ihm, wie die Kritik zugibt, «Werke vollendeter Kunst» gelungen.

LITERATUR: *Erinnerungsheft*, Reinach 1925.

Ernst Fischer *279*

Gautschi, Heinrich Alfred, * 10. März 1871, † 22. März 1955 in Menziken. Begründer der Aluminium-Werke in Gontenschwil und Menziken. Absolvierte die Gemeindeschule Menziken und die Bezirksschule in Reinach. Lehrzeit als Mechaniker in einer Schlosserei in Dübendorf. Als Geselle erweiterte er seine Kenntnisse in mehreren Betrieben in Menziken, Basel und Genf. Nach dem Tode seines Vaters, der im kleinen Kupferwalzwerk Menziken Werkführer gewesen war, kehrte H. A. Gautschi 1894 nach Hause zurück, um der des Oberhauptes beraubten Familie beizustehen, und arbeitete in der Firma des Ingenieurs Weber-Landolt. 1897 verheiratete er sich mit Louise Humbel aus Boniswil und übernahm noch im gleichen Jahre in Fleurier einen Kleinbetrieb, wo er Transmissionen, Sägereieinrichtungen und Zentralheizungen fabrizierte. Durch seinen Freund Samuel Graf, der im Schmelzwerk Gothias in Paris gearbeitet hatte, hörte er erstmals vom neuen Werkstoff Aluminium. Während sich die Fachleute dem neuen Metalle gegenüber ablehnend verhielten, erkannte Gautschi rasch dessen Bedeutung und fand nach vielen Experimenten eine Legierung, welche die Herstellung leichterer Transmissionen und Riemenscheiben erlaubte. Für eine französische Motorradfabrik begann er zudem Motorengehäuse aus der neuen Legierung im Sand- und Kokillenguß-Verfahren herzustellen, womit er die erste Aluminiumgießerei in der Schweiz schuf. Nach ersten bescheidenen Erfolgen und nachdem er sich in Fleurier vorübergehend mit Gustave Jequier zur Firma Gautschi & Jequier vereinigt hatte, kehrte Gautschi ins Oberwynental zurück und richtete 1903 in der Lochmühle in Gontenschwil seinen Betrieb ein, der 1905 zur Aluminiumwarenfabrik Gontenschwil AG ausgebaut wurde, deren Aktienkapital von 210 000 Franken zur Hauptsache Freunde und Bekannte zusammengebracht hatten. Erster Präsident des Verwaltungsrates war Oberst und Nationalrat Alwin Weber-Frey, dessen kaufmännischer Weitblick maßgeblich dazu beitrug, daß 1907 die Firma in Menziken, wo die Bedingungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung des Betriebes besser gewährleistet schienen, ein Aluminium-Walzwerk einrichtete. Hier wurden nun Aluminiumfolien, die allmählich das aus Zinn hergestellte Stanniol verdrängten, und Aluminiumbleche zwecks Fabrikation von Haushaltungsgegenständen gewalzt. Im Laufe des Siegeszuges, den das Aluminium antrat, war den von H. A. Gautschi gegründeten Werken eine glückliche Betriebsentwicklung vergönnt. Die Fabrikationsgebiete wurden vielseitig erweitert und die Anlagen ständig vergrößert. Im Todesjahre des Gründers umfaßte das Fabrikareal eine Fläche von 37 321 m², die Belegschaft betrug 1800 Arbeiter und Angestellte.

H. A. Gautschi darf als einer der bedeutendsten Wirtschaftspioniere des Wynentals bezeichnet werden. Seiner Umsicht und Tatkraft ist es zu verdanken, daß der bisher fast ausschließlich durch die Tabakindustrie charakterisierte Wirtschaftsraum eine entscheidende Ergänzung und Erweiterung durch die Maschinenindustrie erfuhr. Als im Laufe der Jahre der Aluminium AG verschiedene Tochtergesellschaften angeschlossen wurden – so die Maschinenfabrik AG Menziken, AG Sigg in Frauenfeld, das Aluminiumschweißwerk Schlieren – stand Gautschi in den Verwaltungsräten dieser Firmen an verantwortlicher Stelle.

Bei allen äußern Erfolgen blieb der anerkannte Wirtschaftsführer ein bescheidener, volksverbundener Mann und sozial aufgeschlossener Arbeitgeber, der von seinen Arbeitern, deren Nöte er aus persönlicher Erfahrung kannte, aufrichtig verehrt wurde.

LITERATUR: *Echo vom Homberg*, Nr. 24 vom 26. März 1955, Nr. 47 vom 15. Juni 1955. – *Neue Zürcher Zeitung*, Nr. 756 vom 23. März 1955. – ALFRED GAUTSCHI, *Die Aluminiumindustrie*, Zürich 1925. – *Fünfzig Jahre Aluminium Menziken 1905–1955*, Festschrift, von WALTER RÜEGG und BRUNO MAUDERLI, 1955.

Willi Gautschi *280*

Gautschi, Walter, * 23. Juni 1873 in Gontenschwil, † 2. April 1933 in Aarau. Jurist, Stadtschreiber von Aarau. Er entstammte dem alten Gontenschwiler Geschlecht, das schon im 14. Jahrhundert unter dem Namen Gawertschi urkundlich bezeugt ist. Nach dem Besuch der Bezirksschule Reinach und des Gymnasiums in Aarau studierte er Jurisprudenz in Basel, München und Bern, wo er bei Professor Eugen Huber doktorierte. 1902 bis 1908 amtete er als Gerichtsschreiber in Kulm, dann seit 1908 als Vizestadtschreiber und von 1910 bis zu seinem Tode als Stadtschreiber von Aarau. Da ein schweres Asthmaleiden ihn am öffentlichen Auftreten hinderte, beschäftigte er sich in seiner freien Zeit mit rechtswissenschaftlichen Arbeiten; er verfaßte u. a. einen Kommentar zur Bauordnung von Aarau. Seine Abhandlung über die Rechtswirkungen der Eintragung in die Zivilstandsregister trug ihm einen ersten Preis des Schweizerischen Juristenvereins ein. Sein arbeitsreiches, tragisches Leben fand seinen Abschluß in der gleichen Woche wie das seines einzigen Sohnes Walter (* 1905), der ebenfalls Jurist und als Gerichtsschreiber in Lenzburg tätig gewesen war.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Eheschließung und Ehescheidung im Kanton Aargau von 1803 bis 1874*, Diss., Reinach 1898. – *Die Rechtswirkungen der Eintragung in die Zivilstandsregister unter Berücksichtigung des schweizerischen ZGB*, Basel 1911. – *Beweislast und Beweiswürdigung bei freiem richterlichem Ermessen*, Zürich 1913. – *Die Bauordnung von Aarau*, mit Anmerkungen und einem Sachregister versehen, Aarau 1917. – *Anleitung zur Errichtung von Kindesinventaren nebst Beispielen aus der Praxis*, herausgegeben vom Gemeindeschreiberverband des Kantons Aargau, Villmergen 1924. – *Der Vorname im Geburtsregister*, S. A. aus *Der Zivilstandsbeamte*, Zürich 1926.

NACHRUFE: *Aargauer Tagblatt* vom 4. und 7. April 1933.

Hedwig Gautschi-Siegrist *281*

Gehret, Friedrich Wilhelm, von Aarau, * 14. November 1815, † 20. Mai 1857, Sohn eines anfangs des Jahrhunderts zugewanderten Berners, besuchte die Kantonsschule Aarau, darauf das Polytechnikum in Wien. Um seiner militärischen Neigung Rechnung zu tragen, wollte man ihn in der russischen Marine Seemann werden lassen. Der Plan fällt dahin, da Gehret kurzsichtig ist. Da ihm ein Versuch in einer mechanischen Werkstätte nicht zusagt, nimmt er 1837 Handgeld nach Neapel und tritt dort in das Luzerner Regiment ein, dessen Gerichtsschreiber er wird. Der Großrichter Pfyffer nimmt ihn als Lehrer für seine Kinder in sein Haus. Nach Ablauf der Kapitulation kehrt er in die Heimat zurück, beginnt seine Laufbahn als Volontär auf der aargauischen Militärkanzlei, wird Kriegskommissär, dann Oberinstruktor, nachdem er auch alle Grade bis zum Bat.-Kdt. durchlaufen hat. Pünktlich im Dienst, wohlwollend im Umgang mit den Soldaten, gerecht, gibt er dem aargauischen Wehrwesen einen mächtigen Aufschwung. Er setzt im Dienst die Erziehung der Schulentlassenen fort, fördert ihren Sinn für Ordnung und Sauberkeit, weckt ihr Ehrgefühl. Seine Zucht habe wohltuend bis in die zivilen Verhältnisse hineingewirkt. Den Offizieren hält er theoretische Vorträge, verbunden mit praktischen Übungen. Kantone, wo das Militärwesen neu zu organisieren war, ließen ihn zu diesem Behufe kommen; so Tessin und Neuenburg. Überall findet er hohe Anerkennung. Im Sonderbund führte er ein Bat., kommt aber nicht ins Feuer. Schließlich drängt ihn seine Soldatennatur aber doch, seine Kenntnisse und Fähigkeiten im Ernst des Krieges auf die Probe zu stellen. So verläßt er 1855 die Heimat, um als Oberstlt. ins 1. Schweizer-Rgt. der Ochsenbeinschen Legion ein-

zutreten, die sich in Dijon für den russischen Krieg in der Krim organisiert. Bevor sie gebildet ist, kommt der Friede. Ein Teil der Leute geht heim, ein anderer nach Algier in die Fremdenlegion. Mit ihnen kommt Gehret 1856 dorthin. Hier erfährt er vom Neuenburger-Handel und daß der Schweiz Krieg drohe. Sofort nimmt er seine Entlassung, um heimzukehren. Bei seiner Landung in Marseille hört er von der friedlichen Beilegung des Konfliktes, eine neue Enttäuschung für ihn. Dafür ernennt ihn der Bundesrat zum eidgenössischen Obersten und Oberinstruktor der schweizerischen Infanterie. Er geht nach Bern, um seinen neuen Pflichtenkreis zu studieren, geplagt von einem Herzleiden, das in ihm immer wieder das Angstgefühl aufkommen läßt, er genüge den an ihn gestellten Anforderungen nicht. Er spricht sich jede Fähigkeit ab, «er erkenne erst jetzt seine Unwissenheit in allem, was ihm zu wissen nötig sei». So setzt er selber seinem Leben ein Ende. Nach dem Urteil aller seiner Zeitgenossen wäre er der geborene Oberinstruktor gewesen.

Sein Wunsch für die Zukunft war: Den militärischen Unterricht gleich wie die Gymnastik mehr und mehr zu einem Bestandteile der Erziehung der ganzen schweizerischen Jugend zu machen, ihn durch die Seminarien in alle Volksschulen zu pflanzen und so die Knaben und Jünglinge des Landes echt national zu bilden, ebenso geistig tüchtig als körperlich stark und wehrhaft. Gehret wird damit zum Vorläufer jener Gedanken, mit denen Bundesrat Emil Welti 1874 den Entwurf der Militärorganisation den eidgenössischen Räten übergab.

LITERATUR: Nachrufe: *Schweizer-Bote* vom 26. Mai 1857 und *Aargauer Zeitung* vom 22. Mai 1957.

Rolf Zschokke *282*

Geißmann, Johann Martin Florian, von Wohlenschwil, * 25. August 1802 daselbst, † 26. Januar 1877 in Baden. Politiker. Von seinem Bildungsgang wissen wir nur, daß er, Sohn des Hirschenwirts Bezirksrichter Martin Florian Geißmann, auf mehreren deutschen Universitäten längere Rechtsstudien, ohne aber abzuschließen, betrieben hatte, bevor er im Sommer 1825 Volontär der Staatskanzlei in Aarau wurde. Nach seinem Austritt im Frühling 1826 dürfte Johann Geißmann sich hauptsächlich im väterlichen Beruf (1839 übernahm er nach dem Tode des Vaters den «Hirschen») betätigt haben. Noch jung wurde er 1828 Gemeindeammann von Wohlenschwil (bis 1835), stand schon im September 1830 unter den führenden Männern der anhebenden Volksbewegung gegen das bisherige Staatsregime und leitete am 7. November 1830 die große Volksversammlung in Wohlenschwil. Wie seine Freiämter Gesinnungsfreunde, die Vettern Bruggisser und Dr. Weibel, wohl seit der Studienzeit ein leidenschaftlicher Radikaler, saß er 1831 auch im Verfassungsrate. Zum ersten schweren Konflikt zwischen aargauischem Staat und katholischer Kirche, zum Wohlenschwiler Ehedispenshandel, ist es 1832 offenbar nicht ohne Geißmanns Zutun gekommen. Im Großen Rate, dem er 1831 bis 1840 und nochmals 1843 bis 1851 angehörte, wie auch im Verfassungsrat von 1849/1850 trat er kaum mehr hervor. Doch bekleidete er noch mehrere Staatsämter: er war 1834 bis 1836 Suppleant des Obergerichts, 1836 bis 1841 Mitglied des Bezirksgerichts Baden, zuletzt als dessen Vizepräsident, 1841 bis 1842 Amtsstatthalter und von Anfang 1843 an Bezirksamtmann von Baden.

Geißmanns Charakter war aber, wie es scheint, diesen Ämtern nicht ganz gewachsen. Schon seine Amtsführung als Statthalter wurde von der Regierung bemängelt, noch mehr diejenige als Bezirksamtmann. Schließlich verschiedener Unregelmäßigkeiten beschuldigt, suchte Geißmann am 17. Oktober 1850 um seine Entlassung als Bezirksamtmann nach und wurde dann flüchtig, obgleich die Regierung ihm bei der sogleich gewährten Entlassung die Anerkennung gezollt hatte,

daß er «in schwierigen und gefahrvollen Zeiten des Kantons mit warmer Hingebung an die vaterländischen Interessen» dem Amte vorgestanden habe. Das Obergericht fand ihn «des Verbrechens gegen das öffentliche Zutrauen vermittelst Erpressung» (in einem übrigens geringfügigen Betrage) schuldig und verurteilte ihn, nach dem damaligen strengen Strafgesetz, in contumaciam zu vierjähriger Kettenstrafe (20. Februar 1851). Dem im Sommer 1855 über London aus Amerika freiwillig Heimgekehrten wurde auf sein Begnadigungsgesuch hin die Kettenstrafe durch den Großen Rat in vierjährige Zuchthausstrafe umgewandelt und diese, nachdem er sie am Jahresende 1855 in Aarburg angetreten, auf ein neues Gesuch hin am 29. Februar 1856 ganz erlassen. Geißmann siedelte in der Folge nach Zürich über. Bemühungen, beim Obergericht eine Revision des Prozesses zu erwirken, führten nicht zum Ziele, dagegen entsprach der Große Rat im September 1859 seinem Gesuch um Rehabilitation. Zuletzt lebte Geißmann wieder in Baden.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Protokolle und Akten des Großen Rates und der Regierung. – Auskünfte der Gemeindekanzlei Wohlenschwil. – A. MAURER, *Der Freiämtersturm*, Reinach 1911. – G. WIEDERKEHR, *Gedenkschrift zur Erinnerung an Heinrich Fischer von Merenschwand und den Freiämtersturm von 1830*, Wohlen 1930. – *Erbe und Auftrag*, Festgabe zum Aargauischen Katholikentag im Jubiläumsjahr 1953, Baden 1953, S. 58ff.

Georg Boner *283*

Geßner, August, * 10. März 1864 in Zürich, † 26. November 1941 daselbst. Professor für Griechisch und Latein an der Kantonsschule Aarau. Seine Jugendjahre verlebte Geßner in Zürich. 1882 begann er daselbst das Studium der alten Sprachen. Mehr noch als durch die Universitätslehrer war seine Interessenrichtung durch die Lehrer am Gymnasium, Joh. Frei und A. Kaegi, bestimmt worden. 1888 Promotion bei H. Hitzig. 1891 wurde Geßner als Professor der alten Sprachen an die Kantonsschule Aarau berufen. Diese Stelle versah er während über vierzig Jahren, bis zu seinem Rücktritt 1934. 1895 verheiratete er sich mit Sophie Siegfried von Zofingen, einer Tochter des Kartographen Siegfried. Während seines ganzen Lebens blieb er in enger Verbindung mit seiner Vaterstadt Zürich, wo er der Schmiedenzunft sowie der Antiquarischen Gesellschaft angehörte. Kurz vor seinem Tode kehrte er in sein Vaterhaus in Zürich zurück. – Neben seiner Tätigkeit als Lehrer übernahm Geßner verschiedene private Verpflichtungen und öffentliche Ämter, die er mit vorbildlicher Zuverlässigkeit verwaltete. Dreißig Jahre lang war er Kassier des Schweizerischen Gymnasiallehrervereins, welcher ihn zu seinem Ehrenmitglied ernannte, lange Jahre Konservator der Altertumssammlung im Gewerbemuseum in Aarau. In unauffälliger Weise unterstützte er zahlreiche wohltätige Anstalten, vor allem die Anstalt Kastelen.

Geßner entstammte einer Familie, welche in hohem Maße in der altzürcherischen reformierten Tradition verwurzelt war. Diese ethische und kulturelle Tradition bewahrte ihn davor, dem positivistischen Geist seiner Generation, welcher auch in die Geisteswissenschaften einzudringen begann, zu verfallen. Er blieb in einer Zeit mit überwiegend naturwissenschaftlichen Interessen ein überzeugter Vertreter humanistischer Bildung und Überlieferung. Damit trug er das Seine dazu bei, daß an der Aargauischen Kantonsschule dem Humanismus eine wesentliche Aufgabe und die Möglichkeit echter Tiefenwirkung bewahrt blieb. Geßner war als Altphilologe nicht Forscher, sondern in erster Linie Vermittler der alten Sprachen und Literaturen. Die Wirkung seines Unterrichts beruhte weniger auf dem direkten Ansprechen des persönlichen Erlebens bei den Schülern als auf dem Eindruck der bescheidenen und vornehmen Selbstlosigkeit, mit welcher er seine Pflicht erfüllte. Nüchtern, sachlich sich an den Text haltend, beschränkte er sich auf die Erklärung des Notwendigsten.

Das Persönliche und Subjektive hatte hinter der Sache zurückzutreten.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Servius und Pseudo-Asconius*, Diss. Zürich 1888. – *Katalog des kantonalen Antiquariums in Aarau*, 1912.

NACHRUFE: *Jahresbericht der Aargauischen Kantonsschule 1941/42*; *Aargauer Tagblatt* vom 28. November 1941; zusammen mit weiteren Nachrufen herausgegeben von der Buchdruckerei H. Brodbeck-Frehner, Basel.

Wolfgang von Wartburg *284*

Geygis, Benedikt II. (Taufname Niklaus Ignaz), von Bremgarten AG, * 2. April 1752 daselbst, † 21. September 1818 in Wettingen als Abt dieses Klosters. Der Sohn des Niklaus Geygis legte 1772 die Ordensgelübde ab und erhielt 1775 die Priesterweihe. Nachher arbeitete er in verschiedenen Klosterämtern; so bekleidete er von 1785 bis zu seiner Wahl als Abt das wichtige Amt des Großkellners. Seine Wahl zum Nachfolger Abt Sebastian Steineggers erfolgte am 20. April 1807. Die Abtweihe erteilte ihm der Nuntius Fabricius Testaferrata am Kirchweihfeste in der Klosterkirche. Als Geygis Abt wurde, war die Zahl der Konventmitglieder bereits bedeutend gesunken, weil seit 1791 keine Novizen mehr aufgenommen worden waren wegen der Kriegsunruhen und der damit verbundenen Unsicherheit. Der Chor konnte kaum bestellt und weder die innerklösterlichen noch die auswärtigen Posten gehörig wie vormals besetzt werden. Durch die Revolution war alles in Rückstand gebracht, die Gebäulichkeiten vernachlässigt, die Kirchengeräte entwendet, die Hausgeräte verdorben worden, und dazu lasteten auf dem Kloster bei geringerer Barschaft noch 34000 Franken Revolutionsschulden. 1808 kamen noch 15000 Franken außerordentliche Abgaben hinzu. Kaum hatte der Abt mit dem Abtragen der Schulden begonnen, als der zwischen Österreich und Frankreich ausbrechende Krieg abermals zahlreiche Einquartierungen, Requisitionen und 12000 Franken außerordentliche Auflagen brachte. Zudem konnte wegen der niedrigen Preise aus Frucht und Wein wenig gelöst werden. Die schon geringe Zahl der Konventualen wurde durch mehrere Todesfälle noch vermindert; so sah sich der Abt gezwungen, in St. Blasien einen Professor zu erbitten, während P. Alberich Denzler neben der Professur noch die Pfarrei Wettingen und dann das Priorat versehen mußte. Trotz Mißernten infolge schlechter Witterung mußten die Steuerrückstände an den Staat bezahlt werden. Ein fast plötzlicher Tod erlöste den Abt von den Schwierigkeiten und Bedrängnissen aller Art. Seine letzte Ruhestätte fand er im südlichen Seitenschiff der Klosterkirche.

Von Abt Benedikt, der zur Zeit der großen Teuerung 1816/1817 Ungezählte vor Hungersnot bewahrt hat, sagt P. Cölestin Heimgartner: «Nicht nur die Äbte der schweizerischen Benediktiner-Kongregation bewunderten seine Klugheit, die sie öfters in Anspruch nahmen in den bewegten Zeiten des Vaterlandes, sondern auch die Leiter der modernen Kantone beider Konfessionen lobten seine Geschicklichkeit und Tüchtigkeit in der Führung der verschiedenen Geschäfte.» Die *Elogia Abbatum* (Gedenkblätter der Äbte) sagen von ihm: «Unerschrocken und voll Starkmut hast du die Rechte und Vorrechte des Klosters verteidigt; das Unglück konnte dich nicht mutlos machen und auch die verzweifeltsten Fälle konnten Dich nicht niederzwingen.»

LITERATUR: DOMINICUS WILLI, *Album Wettingense*, 2. Auflage, Limburg an der Lahn 1904, S. 105. – DOMINICUS WILLI, *Zur Geschichte des Klosters Wettingen-Mehrerau*, in der *Cistercienser-Chronik*, 14. Jahrgang, 1902. – P. GREGOR MÜLLER, *Geschichte des Gotteshauses Wettingen in der Französischen Revolution: Aus dem Tagebuch von Abt Benedikt II.*; daselbst, 5. Jahrgang, 1893. – *Elogia Abbatum Maris-Stellae*, Baden 1834.

Leodegar Walter *285*

Gisler, Otto, von Wiggwil (Gemeinde Beinwil [Freiamt]), * 4. Mai 1849 in Baden, † 27. Januar 1914 in Lunkhofen. Sohn

eines Polizisten, Schüler der Bezirksschule in Baden, dann des Kollegiums Schwyz; Theologiestudent am Seminar Mainz, an der theologischen Fakultät Würzburg und Salzburg, Schüler unter anderem von Hergenröther, Hettinger und Moufang. 23. Juni 1872 in Solothurn durch Bischof Eugenius Lachat zum Priester geweiht, am 7. Juli Primiz in Baden. Nach kurzer Tätigkeit als Aushilfe in Würenlos kam Gisler noch im Weihejahr als Kaplan zu Pfarrer Johann Anton Rohn in Rohrdorf, der ihm ein tüchtiger Lehrmeister war. Schon 1875 erfolgte Gislers Wahl zum Pfarrer von Lengnau, von wo er 1889 als Pfarrer nach Lunkhofen zog. Dort zwang ihn Krankheit 1913 zur Resignation. Als Seelsorger genoß er, besonders auch unter den Männern, verdientes Ansehen. 1899 wurde ihm die Dekanatswürde, zehn Jahre später dazu diejenige eines nichtresidierenden Domherrn des Bistums Basel übertragen.

Als es darum ging, nach den bitteren Kulturkampferfahrungen auch der katholischen Kirche in der neuen Staatsverfassung eine befriedigendere Rechtsstellung zu erringen, stand Gisler in der vordersten Reihe der katholischen Geistlichen und Laien, die sich aktiv dafür einsetzten. Er ließ sich 1884 mit mehreren Amtsbrüdern in den Verfassungsrat wählen, beteiligte sich in diesem Gremium an den Debatten und verteidigte überdies mit gewandter Feder in einer anonymen Broschüre die Forderungen der Katholiken des Aargaus. Er gehörte sodann in den letzten Lebensjahren, seit 1907, dem Großen Rate an und vertrat dort den katholischen Standpunkt namentlich in Schulfragen. Er war Mitbegründer des freien katholischen Lehrerseminars in Zug. Gisler betätigte sich auch während Jahrzehnten sehr rege als Journalist, hauptsächlich als Mitarbeiter am *Bremgarter Wochenblatt (Volksfreund)*. Er ist zudem mit selbständigen, vor allem dem Religionsunterricht dienenden Publikationen hervorgetreten.

VERÖFFENTLICHUNGEN: (Anonym) *Die Lage der römisch-katholischen Kirche im Kt. Aargau und die Begehren der römisch-katholischen Geistlichkeit und Bürger an den h. aarg. Verfassungsrath*, von einem Mitgliede des Verfassungsrathes, Klingnau 1884. – *Der hl. Alphons v. Liguori, Ordensstifter, Bischof und Kirchenlehrer, in seinem Leben und Wirken*, Einsiedeln 1887. – *Der Gottesdienst der katholischen Kirche.* Für Schule und Christenlehre in Fragen und Antworten bearbeitet, Einsiedeln 1888. – *Kleine Biblische Geschichte für die untern Klassen der katholischen Volksschule*, nach BUSINGER-WALTHERS *Biblischer Geschichte* bearbeitet, Einsiedeln 1889. – *Der Ursprung und die Ausdehnung der schweiz. Bistümer bis zur Gegenwart*, S. A. aus *Kathol. Schweizerblätter*, Luzern 1889.

NEKROLOG: *Schweiz. Kirchenzeitung 1914*, 48, 65.

Georg Boner *286*

Glenck, Carl Christian Friedrich, * 13. April 1779 in Thüringen, † 21. September 1849 in Pratteln. – Sohn des Salineninspektors Glenck. Vielseitige Bergbaustudien in Deutschland. Kommt 1820 in die Schweiz, wo in acht verschiedenen Kantonen nach Salz gesucht wurde, um das Land in dieser Beziehung auch vom Auslande unabhängiger zu machen. Die Forschungen konzentrierten sich schließlich auf die Nordwestschweiz. Glenck erhielt am 28. April 1834 die Erlaubnis des Landrates von Baselland zu Bohrungen bei Oberdorf, nachher beim Roten Haus, von wo aus am 1. August 1837 die ersten 90 Zentner versandt werden konnten.

QUELLEN UND LITERATUR: C. DISLER, *Die Rheinfelder Salzsole als Jubilarin*, S. A. aus *Volksstimme aus dem Fricktal 1944*. – C. DISLER, *100 Jahre Saline Riburg*, Rheinfelden 1948. – *Unser Salz*, Verband Schweizerischer Rheinsalinen, Rheinfelden 1955.

Anton Senti *287*

Glenck, Otto v., * 22. Mai 1821 in Wimpfen, † 3. April 1891 in Pratteln. Ingenieur. Sohn des Salineningenieurs K. Chr. Fr. Glenck. Schulen: Bergakademie Clausthal im Harz, Polytechnikum in Karlsruhe, Studienreisen in England. 1846 Eintritt in die Leitung der Saline Schweizerhalle (Rotes Haus). Da unterdessen

auch bei Kaiseraugst, Rheinfelden und Riburg Salzlager festgestellt worden waren und die Salzausbeutung begonnen hatte, erhoben sich Konkurrenzkämpfe. Otto Glenck gelang dank seinen hohen Charaktereigenschaften die Aussöhnung unter den verschiedenen Gesellschaften und deren schließliche Vereinigung zur «Gesellschaft der Schweizerischen Rheinsalinen». Deren Entwicklung kamen auch Glencks ausgedehnte Beziehungen zu ausländischen technischen Kreisen zustatten, in seinem engeren Gebiete war er befreundet mit Carl Güntert und Th. L'Orsa. Seine soziale Fortschrittlichkeit zeigte sich in der vorbildlichen Arbeiter- und Angestelltenfürsorge in seinen Betrieben. Herzog Ernst von Koburg erhob ihn in den Freiherrenstand. Eine vielseitige allgemeine Bildung führte ihn auch auf geistige Gebiete. Otto v. Glenck leitete jahrelang das Basler Stadttheater und schuf diesem den Neubau von 1875.

QUELLEN UND LITERATUR: Siehe unter Glenck K. Chr. Fr.

Anton Senti *288*

Gloor, Adolf, * 5. April 1884 in Lenzburg, † 4. Juni 1944 in Aarau, Großrat und Nationalrat. Adolf Gloor stammte aus Birrwil. Er war das achte von zehn Kindern einer Taglöhnerfamilie in Lenzburg, wo er die Schulen besuchte. Dann wurde er Buchbinder und arbeitete als solcher in Grenchen, St. Gallen, Straßburg, Aarburg und später in Aarau. Er organisierte sich frühzeitig als Gewerkschafter und trat im Jahre 1907 dem Grütliverein Aarau bei. Während einiger Zeit war er Inseratenacquisiteur der sozialdemokratischen Zeitung *Freier Aargauer*. 1918 wurde er Lederarbeitersekretär. Allein während der großen Wirtschaftskrise und der Arbeitslosigkeit von 1920/1922 ging das Sekretariat ein, und Gloor mußte eine neue Beschäftigung suchen. Er fand sie als Versicherungsagent. Im Jahre 1921 wurde er in den aargauischen Großen Rat gewählt, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Als 1938 Hermann Müri starb, wurde Adolf Gloor als sein Nachfolger zum kantonalen Arbeitersekretär gewählt. Bereits im Herbst 1939 wurde Gloor Mitglied des schweizerischen Nationalrates. Mit großer Hingabe und Überzeugung widmete er sich seiner Arbeit. Allein er starb schon am 4. Juni 1944.

LITERATUR: Nachrufe und Grabreden *(Freier Aargauer). 50 Jahre «Freier Aargauer» 1906–1956.*

Arthur Schmid *289*

Gottschalk, Johann Wilhelm, von Königsberg (Preußen), * 20. Juni 1768 in Tilsit, † 18. Februar 1843 in Aarau, Begründer der Aarauer Zinnfigurenindustrie. Ließ sich nach Jahren der Wanderschaft, auf der er jedenfalls die Herstellung der Zinnfiguren in Nürnberg kennenlernte, wohl in den 1790er Jahren in Aarau nieder, wo er beim Zinngießer Martin Beck († 1805) als Geselle eintrat, 1800 dessen Tochter heiratete und 1810 durch den Kauf eines der neuen Häuser in der Laurenzenvorstadt das Bürgerrecht erwarb. Gottschalk befaßte sich neben der Erstellung von Zinngeschirr für den praktischen Gebrauch mit dem Gießen und dem Verkauf mannigfaltiger, meist sorgfältig bemalter Zinnfiguren als Spielzeug: Soldaten, Figuren in Bauerntracht, Tiere und anderes. Auch Johann Rudolf Wehrli von Küttigen (1801–1876), der bei Gottschalk gelernt hatte und sich später selbständig machte, stellte neben Geschirr und medizinischen Instrumenten (Zinnkanülen usw.) noch Zinnfiguren her, ebenso dessen Sohn Friedrich, bis er 1887 die Zinngießerei, welche keine Existenz mehr bot, aufgeben mußte.

LITERATUR: J. L. MEYER-ZSCHOKKE, *Die alten Aarauer Zinnfiguren*, im *Aargauer Tagblatt* vom 10./11. März 1916; ferner im *Bund 1916*, Nr. 173 ff., und in *Wegleitungen des Kunstgewerbemuseums der Stadt Zürich 12* (1916) (zu einer Ausstellung). – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Aarau*, 1917, S. 26. – E. FRIKART, *Führer durch die Sammlung Alt-Aarau*, 1943, S. 28f.

Georg Boner *290*

Gränicher, Samuel, von Zofingen, Kunstmaler und Kupferstecher, * 1758, † 1813. Samuel Gränicher ist in Zofingen als zweiter Sohn des Weißgerbers Samuel Gränicher-Sprünglin geboren. Er besuchte die Kunstakademie in Dresden als Schüler von Johann Casanova. Gränicher ließ sich dauernd in Dresden nieder, wo er sich als Tiermaler, Landschafter und Porträtist betätigte. Auf den Kunstausstellungen in Dresden von 1794 und 1801 stellte er neben eigenen Arbeiten Kopien in Öl nach Werken von Rubens, A. Carracci, Guido Reni und Palma Vecchio aus. Als Kopist benützte er auch die Technik des Kupferstichs, so für den *Marsch der Uralkosaken* von K. A. H. Hesse nach der Stolzelschen Kontur. Die Kantonsbibliothek in Aarau besitzt einige Trachtenbilder von Samuel Gränicher; im *Zofinger Künstlerbuch*, Band I, ist eine Bleistiftzeichnung (Kaninchen) enthalten. Gränicher ist in Dresden gestorben; sein einziger Sohn Friedrich Samuel, geboren 1802, lebte später in Zofingen.

QUELLEN: *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, Band I, Frauenfeld 1902, mit Literaturangaben.

Nold Halder *291*

Gränicher, Theodor Gottlieb, * 7. Juni 1883 in Bern, † 19. Juni 1931 in Zofingen, Bürger von Zofingen und Bern, Architekt und Lokalhistoriker. Dem Besuch des Freien Gymnasiums in Bern folgte ein zweijähriges Praktikum im Architekturbureau Châble in Neuenburg. Gleichzeitig besuchte Gränicher in den Abendstunden den Modellierkurs der Ecole de dessin professionnel. Im Herbst 1903 bezog er die Architektur-Abteilung der Technischen Hochschule in Stuttgart, unterbrach dann sein Studium für ein halbes Jahr, um in einem Atelier der Ecole des Beaux Arts in Paris zu arbeiten. Neben seinem beruflichen Studium betrieb er kunsthistorische und kunstgewerbliche Spezialstudien. Es folgten Studienreisen nach Deutschland, mit einem längeren Aufenthalt in Metz, nach Österreich, Italien und Frankreich. Im Jahre 1910 übernahm Th. Gränicher in Zofingen, zusammen mit einem Teilhaber, ein Baugeschäft mit Kunststeinfabrikation, das er vom Sommer 1914 an als Einzelfirma und auf eigene Rechnung weiterführte. Er wurde Vorsitzender des Syndikates Zentralschweizerischer Zementröhrenfabrikanten. Von 1919 bis 1923 war er auch Präsident der reformierten Kirchenpflege Zofingen und während mehrerer Jahre Sekretär der reformierten Synode des Kantons Aargau. Gränicher lag in seiner Freizeit eifrig historischen Studien ob. Er war Mitarbeiter am *Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz*, ferner am *Bürgerhaus der Schweiz* und an den *Zofinger Neujahrsblättern*. Er war Mitgründer der Historischen Vereinigung Zofingen und ihr erster Vorsitzender. Daneben wirkte Gränicher in vielen städtischen Kommissionen und machte auch als aktiver Sänger und Musiker in den hiesigen Vereinen mit.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Einführung der Realschulen nach deutschem Muster*, historische Studie im *Schweizerischen Evangelischen Schulblatt 1906*. – *Eine Wappentafel in der Stiftskirche Zofingen vom Jahre 1631*, im *Schweizer Archiv für Heraldik 1910*. – *Vorurkundliches aus Zofingen*, in *Solothurner Wochenblatt 1911*. – *Urs Walliers Denkmal in Zofingen*, im *Schweizer Archiv für Heraldik 1912*. – *Die Burgen des Sisgaus mit besonderer Berücksichtigung der solothurnischen Burgen*, eine Rezension des Werkes von Dr. W. MERZ, im *Solothurner Wochenblatt 1912*. – *Die Stadtrechnungen von Zofingen des 16. Jahrhunderts*, in *Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde*, Band XII (1916). Weitere kurze Abhandlungen in den Bänden VI und XI. – *Zofinger Beiträge zur Schweizer Musikgeschichte*, in *Schweizerische Musikzeitung und Sängerblatt 1916*. – *Glasmaler und Glaser in den älteren Stadtrechnungen von Zofingen*, im *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*, Band XIX (1917). – *Alte Zunftbräuche*, in *Gewerbezeitung 1919*. – *Ein Gedenkstein von 1706*, im *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*, Band XXIV (1922). – *Das Zinngießerhandwerk in Zofingen*, im *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*, Band XIX (1917). – *Die Ortsbürger von Zofingen nach den*

Stammregistern (zusammen mit GUSTAV GROSS), Zofingen 1931. – *Peter Aregger* und *Alte und neue Hausgeister*, zwei Erzählungen (ohne Jahr). – Gränichers Beiträge zum *Zofinger Neujahrsblatt* sind genannt im *Inhaltsverzeichnis* zu den *Zofinger Neujahrsblättern*, Nrn. 1–40, im Jahrgang 41 (1956), S. 95ff.

LITERATUR: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 20. Juni 1931. – G. GROSS im *Zofinger Neujahrsblatt 1932*. – *Jubiläumsnummer 750 Jahre Stadt Zofingen*, Blatt 3, 1951. – *Schweizer Zeitgenossen-Lexikon I*, 260 – HBL *III*, 623

Fritz Schoder *292*

Greith, Franz Josef, * 17. August 1799 in Rapperswil, † 1. Januar 1869 in St. Gallen, Musikerzieher und Komponist volkstümlicher Lieder. Greith, ein Bruder des nachmaligen Sankt-Galler Bischofs Karl Johann Greith, besuchte nach den Schulen seiner Vaterstadt Rapperswil die höheren Lehranstalten in St. Gallen und Luzern, studierte während sieben Semestern an den Universitäten Landshut und Freiburg im Breisgau Theologie, konnte aber aus Gewissensgründen nicht Geistlicher werden, sondern widmete sich der Musik, die er seit frühester Jugend eifrig studiert hatte. Er wirkte 1822/24 als Musiklehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwil, 1824 bis 1833 als Gesanglehrer an den städtischen Schulen in Aarau, wo sein Sohn Emil Franz Karl (1828–1887), der spätere Kirchenmusiker, zur Welt kam, auch als Chor- und Orchesterdirigent, 1833 bis 1869 in St. Gallen als Musikprofessor an der Kantonsschule und als Kapellmeister an der Kathedrale.

Durch das Studium an der Universität Freiburg im Breisgau, dem Sitz des deutschen Reformkatholizismus und des josefinischen Staatskirchenrechtes, durch die Mitgliedschaft im Zofinger Studentenbund und später in der Helvetischen Gesellschaft wurde Greith ein eifriger Verfechter des politischen und religiösen Liberalismus, ein Mitkämpfer für die demokratische Volksherrschaft und den neuen Bundesstaat. Namentlich während seiner Aarauer Zeit betätigte er sich – in Verbindung mit seinen radikalen Freunden Troxler, Zschokke, Hagnauer, Tanner, mit den Badener Professoren Federer, Brosi, Aeby und mit den deutschen Freiheitskämpfern W. und L. Snell – äußerst lebhaft (auch in der Presse) an den staats- und kirchenpolitischen Kämpfen seiner Zeit.

Greiths politische Leidenschaft verband sich organisch mit seiner Lehr- und Kompositionstätigkeit; er erstrebte eine im Volke verhaftete Vaterlandskultur, wofür ihm der Volksgesang das vorzüglichste Mittel schien. Die insgesamt 15 Liedersammlungen, die Greith herausgegeben, dienten dem praktischen Chor-, Schul- und Kirchengebrauch. Sie enthalten rund 200 eigene Kompositionen, meist Chorlieder; etwa die Hälfte davon sind religiöser Art. Die Melodiebildung ist ursprünglich, einfach, volkstümlich, der Liedcharakter anmutig und lieblich, geeignet für Schule, einfache Volkskreise und Volksgesangvereine. Wenige vaterländische Lieder werden bestehen bis in fernere Zeiten.

Die bekanntesten Lieder von Greith sind folgende: *Von ferne sei herzlich gegrüßet* (Das Rütli) entstand im Zofinger Studentenkreis zu Freiburg im Breisgau in der Zeit zwischen November 1820 und April 1821. Der erste Druck für zwei gleiche Stimmen mit vierstimmigem Chorschluß steht im *Zofinger Liederbuch* 1822. Das Lied gab der Stimmung und dem Sehnen der freiheitlich gesinnten Jugend der Restaurationszeit Ausdruck. – *Ich bin ein Schweizerknabe* (Der Schweizerknabe) wurde an der Schlußprüfung der Kantonsschule St. Gallen im August 1835 erstmals gesungen. Das Lied steht in sechs Greithsammlungen in verschiedenen Sätzen. – *Vaterland ruh in Gotteshand* (Friedensruhe) erklang erstmals im September 1836 an der Kantonsschule St. Gallen. Lange Zeit war es Bettagslied beider Konfessionen im Kanton St. Gallen; es steht in neun Sammlungen Greiths.

LITERATUR: ALFRED DISCH, *Artikelreihe über den Musiker Franz Josef Greith*, 20 größere und kleinere Arbeiten. Daraus seien ge-

nannt: *Der Rütliliedkomponist Franz Josef Greith in Aarau*, in *Aarauer Neujahrsblätter 1953*. – *Die Geschichte des Rütliliedes*, in *Schweizer Musikzeitung 1953*, Nr. 2. – *Die Liedersammlungen und Chorlieder F. J. Greiths*, in *Eidgenössisches Sängerblatt 1953*, Nrn. 2 und 3. – *Ein neuer Schweizer Saliskomponist*, in *Schweizer Musikzeitung 1953*, Nr. 11. – Gesamtverzeichnis der Lieder von F. J. GREITH (Maschinenschrift). – Die Briefe von F. J. GREITH (Maschinenschrift). – Quellenverzeichnis und Register der Bibliotheken, welche Liedersammlungen oder Briefe von GREITH bebesitzen (Maschinenschrift). – Die Artikelreihe liegt vollständig auf der Landesbibliothek in Bern, der Universitätsbibliothek in Basel, der Vadiana in St. Gallen und der Stadtbibliothek in Olten. Alfred Disch *293*

Greuter, Albert, * 26. September 1885, † 12. April 1929. Er war das jüngste Kind einer Thurgauer Familie in Eschlikon. Dort besuchte er die Primar- und die Sekundarschule und wurde nachher am Lehrerseminar in Kreuzlingen zum Lehrer ausgebildet. Seinem innern Drange folgend, wurde er nachher Bezirkslehrer. Während vier Jahren war er in Peru als Lehrer tätig. Dann kehrte er in die Schweiz zurück, wo er 1916 an die Bezirksschule Menziken gewählt wurde. Frühzeitig schloß er sich der Sozialdemokratie an. Bereits im Jahre 1925 wurde er in den aargauischen Großen Rat gewählt. Leider starb er vier Jahre später an einer Mittelohrentzündung. Damit war ein hoffnungsvolles Leben frühzeitig abgeschlossen.

LITERATUR: Nachruf im *Freien Aargauer*. *50 Jahre Freier Aargauer (1906–1956)*.

Arthur Schmid *294*

Greyerz, Walo von, * 11. Oktober 1815 in Günzburg, † 17. September 1904 in Lenzburg. Die Familie von Greyerz ist ein altes, schon im 14. Jahrhundert nachgewiesenes Berner Geschlecht. Der Vater, Gottlieb von Greyerz, * 1778, wanderte 1798 aus politischen Gründen (wohl weil er ein Anhänger der alten Ordnung war) nach Deutschland aus und trat als Förster in bayrische Dienste. Er wurde nacheinander Oberförster bzw. Forstmeister und Forstinspektor in Stoffenried, Günzburg, Augsburg und Bayreuth. Von 1842 an lebte er im Ruhestand in Bern; mit Kasthofer zusammen gründete er 1843 den Schweizerischen Forstverein. Er zog als hervorragender Forstmann in Bayern eine große Zahl von Forsteleven, auch aus der Schweiz, heran und starb 1855 in Bern. – Die Mutter, Klara geb. Forster (1790–1839), als Künstlerin im Silhouettenschnitt bekannt, war eine Tochter des Weltumseglers Georg Forster, der als Naturforscher den Kapitän Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise (1772–1775) begleitete.

Walo von Greyerz verlebte in seinem Geburtsort Günzburg und in Augsburg seine erste Jugendzeit und kam dann, da er sich der militärischen Laufbahn zuwenden wollte, im Alter von zehn Jahren an das Königliche Kadetteninstitut in München, wo er als einer der besten Schüler seine wissenschaftliche und militärische Ausbildung erhielt und mit dem Fähnrichspatent abschloß. Als Leutnant diente er zunächst einige Jahre in der bayrischen Armee, entschloß sich dann aber, wie zwei seiner Brüder, Forstmann zu werden. Von seinem Vater ausgebildet, übernahm er 1842 eine Stelle als Förster der Gemeinde Pfäfers, die er 1844 mit einer solchen in Büren an der Aare vertauschte. Im gleichen Jahr verheiratete er sich mit Sophie von Wedekind, der Tochter des Oberforstrates von Wedekind in Darmstadt. (Der Großvater war als Leibarzt des Großherzogs von Hessen geadelt worden.) Bei Antritt seiner Stelle als Forstverwalter von Lenzburg am 1. August 1847 ließ Walo von Greyerz seine Fahrhabe auf einem Floß auf der Aare bis Wildegg bringen. Kaum in Lenzburg, wurde er zum Sonderbundskrieg einberufen, den er als Artilleriemajor mitmachte. Auch den Neuenburger-Handel von 1856/57 und die Grenzbesetzung von 1870/71 hat er bei der Artillerie mitgemacht. Er rückte bis zum Obersten und Waffenchef der aargauischen Artillerie

auf. Literarisch war er tätig als Verfasser eines Leitfadens für Bannwarte, als Redaktor des *Schweizerischen Forstjournals* (der heutigen *Zeitschrift für Forstwesen)* und des *Praktischen Forstwirts*. Er gründete auch die Aargauische Waldbauschule, die er bis 1892 leitete. Dem städtischen Forstwesen von Lenzburg stand er bis 1. Juli 1897 vor. In Anerkennung seiner vielen Verdienste um die Gemeinde Lenzburg verlieh ihm diese im Jahre 1879 das Ehrenbürgerrecht. Er starb kurz vor Vollendung seines 89. Lebensjahres, hochgeachtet auch um seiner persönlichen Eigenschaften wegen.

LITERATUR: EMIL BRAUN, *Aus der Geschichte der Waldungen der Stadt Lenzburg*, in der *Gedenkschrift zur 100jährigen technischen Bewirtschaftung der Waldungen der Ortsbürgergemeinde Lenzburg 1847–1947*.

Walther Deck *295*

Groß, Gustav, * 18. Juli 1885 in Zofingen, † 30. Juni 1950 daselbst, Bürger von Zofingen, Schriftsetzer, Gemeinderat, Armenpfleger und Lokalhistoriker. Nach Abschluß seiner Schulzeit trat G. Groß im Jahre 1900 beim *Zofinger Tagblatt* eine Lehre als Schriftsetzer an. Nach deren Beendigung arbeitete er als Gehilfe in Offizinen von Sitten und Bern, um später wieder bei seiner Lehrfirma als Akzidenzsetzer Arbeit zu nehmen. Im Jahre 1933 erfolgte seine Wahl in den hiesigen Gemeinderat und dann auch zum Armenpfleger, erstmals im Hauptamt. Aus Gesundheitsrücksichten mußte er im Jahre 1948 seine Ämter niederlegen. Schon in seiner Jugend beschäftigte sich G. Groß eingehend mit der Geschichte seiner Vaterstadt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß er zu den Mitgründern der Historischen Vereinigung von Zofingen gehört und tätig mithalf an der Herausgabe der *Urkunden des Stadtarchivs Zofingen* (1915), des *Zofinger Wappenbuches* (1937) und der *Urkunden des Stiftsarchivs Zofingen* (1945). Als ständiger Mitarbeiter der *Zofinger Neujahrsblätter* lieferte er viele interessante Beiträge in diese Publikationen. Daneben war Groß ein eifriges Mitglied der Stadtmusik Zofingen, der er während mehreren Jahren als Präsident vorstand, deren Geschichte er erforschte und zu ihrem 50jährigen Jubiläum verfaßte.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Aus der Vergangenheit des Zofinger Bürgerspitals*, Zofingen 1928. – *Das Volksmusikwesen unserer Heimat*. Zum 50jährigen Jubiläum der Stadtmusik Zofingen, Zofingen 1930. – *Die Ortsbürger von Zofingen, nach den Stammregistern* (zusammen mit THEODOR GRÄNICHER), Zofingen 1931. – Vgl. auch *Inhaltsverzeichnis zu den Zofinger Neujahrsblättern*, Nrn. 1–40, in *Zofinger Neujahrsblatt 1956*, S. 95 ff.

LITERATUR: F. SCHODER, im *Zofinger Neujahrsblatt 1951*. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt* vom 1. und 3. Juli 1950, und *Jubiläumsnummer 750 Jahre Stadt Zofingen*, Blatt 3, 1951.

Fritz Schoder *296*

Groß, Ulrich, Bürger von Zurzach, * 8. April 1852 in Zurzach, † 18. Februar 1916 in Zürich, Generaldirektor der Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen. Besuchte die Schulen von Zurzach, 1869 bis 1871 die Kantonsschule in Aarau, studierte Jurisprudenz in Genf, Heidelberg und Berlin und schloß seine Studien mit dem Fürsprecherexamen.

Seine berufliche Laufbahn begann er als Gerichtsschreiber in Zurzach, wurde dann Staatsanwaltsubstitut, nachher Gerichtspräsident in Zurzach und später Rechtskonsulent der Schweizerischen Nordostbahn in Zürich. In seiner letzten Stellung hatte er Gelegenheit, sich in alle Belange des Eisenbahnwesens einzuarbeiten. 1897 erfolgte die Berufung zum Oberinspektor der Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen in Konstantinopel und 1900 die Wahl zu deren Generaldirektor. Die Interessen der Gesellschaft in allem wahrzunehmen erforderte in normalen Zeiten schon den Einsatz einer starken Persönlichkeit. Besonders schwierig aber gestaltete sich die Lösung der dem Direktor gestellten Aufgaben in unruhigen Zeiten, wie zum Beispiel bei der Entthronung des Sultans Abdul Hamid und

der jungtürkischen Revolution, bei der Loslösung Ostrumeliens vom Türkischen Reiche und während der beiden Balkankriege. Dabei bedrohten alle diese Ereignisse auch seine und seiner Familie Sicherheit. Die starke Hand, die er in allen Maßnahmen, die er zu treffen hatte, bewies, imponierte den Orientalen. Anderseits wußten alle, die mit ihm zu verkehren hatten, daß man sich auf sein Wort und seine Loyalität verlassen konnte. So sagte einmal ein türkischer Minister anläßlich einer Unterredung zu ihm: «Ob Sie auf meine Frage ja oder nein antworten, ich weiß voraus, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden.»

Neben seiner Berufstätigkeit fand der Generaldirektor auch noch Zeit für die Betreuung seiner Familie und der deutsch-schweizerischen und österreichischen Schule in Konstantinopel.

1913 trat er von seinem verantwortungsvollen Amte zurück, um seine letzten Jahre mit seiner Familie in Zurzach, seiner geliebten Heimat, verbringen zu können. Aber auch hier durfte er noch nicht an Ruhe denken. Die Gesellschaft der Orientalischen Bahnen veranlaßte ihn, der Institution seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen als Verwaltungsrat weiterhin zur Verfügung zu stellen. Außerdem war er Mitglied des Administrationsrates des Wiener Bankvereins, Verwaltungsrat der Schweizerischen Kreditanstalt und Eisenbahnrat des Kreises III der Schweizerischen Bundesbahn. Der Gemeinde und dem Bezirk Zurzach stand er als weiser Berater in allen öffentlichen Angelegenheiten zur Verfügung. Als großer Freund der Jagd übernahm er auch die Präsidentschaft des Aargauischen Jagdschutzvereins.

Leider war ihm nur ein kurzer Aufenthalt von drei Jahren in seiner Heimat beschieden, indem er 1916 nach einem kurzen Spitalaufenthalt in Zürich seine irdische Laufbahn beschloß.

LITERATUR: Nekrolog im *Aargauer Tagblatt*, Februar 1916.

Walter Fischer *297*

Groth, Michael, von Berikon, * 8. Oktober 1784 daselbst, † 21. Januar 1855 als Pfarrer und Dekan in Merenschwand. Zwanzigjährig in Berikon zunächst in den Schuldienst getreten, ließ sich Groth von 1806 an durch den Pfarrer von Oberwil an Abenden in Latein und andern Fächern unterrichten, um ins Luzerner Gymnasium eintreten zu können, das er dann mit Erfolg absolvierte. Das anschließende Studium an der Theologischen Lehranstalt in Luzern, von deren bekannten Professoren Widmer, Gügler und Geiger er beste Zeugnisse erhielt, fand aber 1813 kurz vor dem Abschluß ein unerwartetes Ende. Schon damals von streng kirchlicher Gesinnung und daher an der Aktion einer Studentengruppe gegen den von Wessenberg empfohlenen Aufklärungstheologen Professor Dereser beteiligt, wurde er von der Anstalt und aus dem Kanton Luzern weggewiesen. Er ging nach Freiburg im Uechtland und wurde dort, auf Ersuchen des Nuntius, durch den Bischof von Lausanne am 4. Juli 1813 zum Priester geweiht, worauf ihm Wessenberg am 25. September 1813 im Bistum Konstanz alle geistlichen Funktionen verbot.

Groth fand als Kaplan in Tafers bei Freiburg sein erstes Wirkungsfeld, sein zweites dann 1815 in Altishofen als Kaplan und Hauslehrer der Familie Pfyffer, nachdem der Suspensionsakt Wessenbergs im Januar 1815 von Propst Göldlin, dem Generalvikar der kurz zuvor vom Bistum Konstanz abgetrennten schweizerischen Gebiete, aufgehoben worden war. Ein in Freiburg gefaßter Plan, in Landshut (bei J. M. Sailer) weiterzustudieren, blieb unausgeführt. Hingegen kam Groth 1817, wiederum als Erzieher, nach Schloß Sondermühlen bei Osnabrück in die Familie des mit Sailer und mit Goethe befreundeten Konvertiten Graf Friedrich Leopold von Stolberg († 1819). Nach dessen Tod führte ihn sein Lebensweg über Rapperswil, wo er 1820 eine Lehrerstelle an der städtischen Lateinschule übernahm, in seine aargauische Heimat zurück. Am 2. September 1821 trat er das

ihm vom Kollator, dem Stift Sankt Leodegar in Luzern, übertragene Pfarramt zu Merenschwand an. Dort wirkte er bis zu seinem Tode. 1825 wurde er Sextar, 1829 Kammerer und 1831, als Nachfolger des als erster residierender Domherr des Aargaus nach Solothurn gehenden Alois Vock, Dekan des Kapitels Mellingen.

Der Radikalismus war im Staate Aargau eben zur Herrschaft gekommen, als Groth durch die Wahl zum Dekan eine führende Rolle unter dem Freiämter Klerus zufiel. Dem Dekan oblag vor allem damals die Wahrung bedrohter Rechte der Kirche. Groth setzte sich unerschrokken für diese ein. Er war nicht der Mann, der rasch zum Nachgeben bereit gewesen wäre. Wie manche seiner Amtsbrüder namentlich des Freiamtes hätte er von Bischof Salzmann gelegentlich entschiedeneres Auftreten gegenüber staatlichen Zumutungen gewünscht. Groths Haltung mußte ihn bei den Radikalen unbeliebt machen. 1834 schon gelang es diesen, ihn aus dem Bezirksschulrat Muri, dem er seit 1822, mehrere Jahre als Aktuar, angehörte, zu eliminieren. Den Höhepunkt der Bedrängnis brachte ihm das Jahr 1835. Damals war er bemüht, eine eindeutige und möglichst einhellige Stellungnahme des Klerus gegen die vom Großen Rate angenommenen Badener Konferenzartikel zustandezubringen. Das wurde ihm als staatsfeindliche Tätigkeit ausgelegt und führte zur Hausdurchsuchung, zur Beschlagnahme von Schriften und schließlich zu einer neun Wochen dauernden Gefangenschaft Groths, welcher am 17. Juli 1835 durch Urteil des Bezirksgerichts Muri, nach einem Verhör, das über 500 Fragen umfaßte, seiner Stellen als Dekan und als Pfarrer von Merenschwand entsetzt, für sechs Jahre wahlunfähig erklärt, zu einer Geldbuße und zur Tragung der Kosten verurteilt und «wegen seiner Gefährlichkeit für das gemeine Wesen» während sechs Jahren unter besondere Polizeiaufsicht gestellt wurde. Der Rekurs, den Dr. Rudolf Feer für Groth und seine Mitangeklagten (u. a. Dr. J. B. Baur) ergriff, hatte den Erfolg, daß im Urteil des Obergerichts vom 6. Februar 1836 von einer Amtsenthebung Groths nicht mehr die Rede war; hingegen hatte er die doppelte Geldbuße zu erlegen und die ausgestandene Gefangenschaft, samt deren Kosten, als Teil der Strafe zu ertragen. Weder ein Begnadigungsgesuch an den Großen Rat (1836) noch das Revisionsgesuch Feers an das Obergericht (1837) führten zum angestrebten Ziele der Strafbefreiung. Groth mußte schließlich die für sein geringes Pfarreinkommen schwer tragbare Buße bezahlen. Die Männer des Radikalismus, besonders Bezirksamtmann Dr. Weibel, hegten gegen ihn auch weiterhin ausgesprochene Antipathie. Daran scheiterte die 1847 durch den Abt von Einsiedeln als Kollator schon vollzogene Ernennung Groths zum Pfarrer von Sarmenstorf. Ebensowenig erfüllte sich 1850 der Wunsch des Alternden nach einer Chorherrenstelle in Zurzach. Seinem Charakter mag eine gewisse Härte oder Schroffheit nicht gefehlt haben. Im Gedächtnis vieler lebte er fort als sittenreiner Priester, der das Beste wollte und für seine Pflichttreue Unrecht, selbst Gefangenschaft erdulden mußte.

VERÖFFENTLICHUNG: *Die Gründlichkeit des vorgeblichen Ehrenretters der Schweizerischen Gelehrten, Joh. Schultheß, Prof. in Zürich, als Beytrag zur vaterländischen Geschichte der Logik.* Eine Faßnacht-Arbeit (gegen Dereser), Luzern 1813.

QUELLEN UND LITERATUR: Staatsarchiv Aarau, Akten des Großen und Kleinen Rates; Akten des Kantonsschulrates (betreffend Auflösung des Bezirksschulrates Muri 1834); Untersuchungsakten betreffend die Freiämter Unruhen von 1835 mit dem Verhör GROTHS, und den bei ihm beschlagnahmten Akten. – *Aargauisches Amtsblatt* 1836, S. 63ff. (Urteil des Obergerichts). – RUD. FEER, *Rekursschrift*, 1835, und *Revisionsgesuch*, 1839 (genaue Titel s. Artikel Feer). – *Schweizer Bote 1834*, S. 275. – JOH. CASPAR ROHNER, *Der Gang des Priesters über dem Grabe und in das Grab.* Leichenrede auf Dekan GROTH, Sarmenstorf 1855. – *Schweizerische Kirchenzeitung 1855*, S. 5, 32, 83. – P. MARTIN BAUR, *Geschichte von Sarmenstorf*, Einsiedeln 1942, S. 240ff.

Georg Boner *298*

Gschwind, Maria Rosina geb. Hofer, * 3. Februar 1841 in Biglen (Emmental), † 10. Mai 1903 in Kaiseraugst. In der Frölich-Schule in Bern zur tüchtigen Lehrerin ausgebildet, bewährte sie sich in ihren Stellen in Steffisburg und Thun. In erster Ehe verheiratet mit Rudolf Zeller, Kaufmann in Thun, wurde sie schon 1875 Witwe. Am 29. Mai 1876 zum zweitenmal vermählt, diesmal mit Paulin Gschwind, Pfarrer von Starrkirch, wurde sie die erste christkatholische Pfarrfrau der Schweiz. Pfarrer Gschwind hatte mit seinen Schriften den Grund gelegt zu der vom Papsttum losgelösten Christkatholischen Kirche der Schweiz. Im Mai 1898 übersiedelte die Familie nach Kaiseraugst. Dort gründete die Pfarrfrau eine Haushaltungsschule, die bald sehr gut besucht war.

Frau Pfarrer Gschwind war Meisterin auf dem Gebiete der hauswirtschaftlichen gemeinnützigen Bestrebungen. Außerordentlich praktisch veranlagt, hatte sie als langjährige Lehrerin, dann als Pfarrfrau auf dem Lande vollauf Gelegenheit gehabt, die Not des Volkes kennenzulernen.

Ihrem innersten Wesen entsprechend, griff sie alsbald mit kundiger Hand an, wo sie glaubte, den erkannten Übeln steuern zu können. So begann sie über Hauswirtschaft Vorträge zu halten, die außerordentlich stark besucht wurden. Frau Pfarrer Gschwind verstand es, in origineller, von wahrer Herzenswärme durchdrungener Weise alle Kreise zu überzeugen von der Notwendigkeit vermehrter hauswirtschaftlicher Ausbildung und von der hohen Aufgabe der Frau, mitzuwirken am Wohle des Volkes. Auf ihre Anregung hin wurde am 18. März 1888 der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein gegründet, zu dessen Präsidentin sie gewählt wurde. Dieser Frauenverein umfaßt zurzeit über 200 Sektionen, die nach eigenem Ermessen sich ganz verschiedenen Arbeitsgebieten widmen und im Sinne der von ihren Zeitgenossen hochverehrten Gründerin wirken.

LITERATUR: *Lebensbild der Frau Maria Rosina Gschwind,* verfaßt von Pfarrer GSCHWIND, herausgegeben vom Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein. – *1888 bis 1938, Geschichte des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Vereins,* Zürich 1939.

Johanna Henz *299*

Gschwind, Paulin, * 22. Dezember 1833 in Therwil bei Basel, † 13. Oktober 1914 in Riehen. Er entstammte einem von ländlicher Einfachheit und frommem Sinn bestimmten Elternhaus. Mit Wissensdurst und Lernbegier erfüllt, besuchte der Knabe die Klosterschule von Mariastein. 1854 wurde er Novize. Vor Eintritt in den Ordensverband erlaubte man ihm die Vervollständigung seiner Studien an deutschen Universitäten. So empfing er in Tübingen entscheidende Einflüsse vom Verfasser der großen Konziliengeschichte, dem späteren Bischof von Rottenburg, Karl Josef von Hefele, und in München durch den universellen Kirchenhistoriker, Stiftspropst Dr. Ignaz von Döllinger. Den klösterlichen Weg verfolgte er indessen nicht mehr weiter. Nach der am 5. August 1861 in der Franziskanerkirche zu Solothurn empfangenen Priesterweihe, einer Vikarszeit in Olten und zweieinhalbjähriger Seelsorgetätigkeit in der Bergpfarrei Ramiswil übernahm er die Pastoration der Gemeinde Starrkirch. Von hier aus verfolgte er gespannt die Ereignisse des Vatikanischen Konzils. Hatte er von dieser Kirchenversammlung segensvolle Reformen und vom Heiligen Stuhl aus, wie es der luzernische Staatsmann Dr. Anton Philipp von Segesser formulierte, «ein großes, die Welt besiegendes Beispiel christlicher Demut» erwartet, so brachte ihm die päpstliche Unfehlbarkeitserklärung, welche er als «Consecration des monarchischen Absolutismus auf kirchlichem Gebiet» ablehnte, schließlich – am 30. Oktober 1872 – die Exkommunikation. Da Gemeinde und Regierungsrat den damit von Bischof Lachat seiner Stellung verlustig erklärten Pfarrer in Treue

schützten und ihn «als einzig rechtmäßigen Pfarrer» anerkannten, wurde notwendigerweise die erste christkatholische Gemeinde in der Schweiz gebildet. Damit war auch der Anstoß zur großen Katholikentagung vom 1. Dezember 1872 in Olten gegeben und der Grundstein der christkatholischen schweizerischen Kirchenbildung gesetzt. Vierzehn Tage vor Zusammenkunft der verfassungsmäßigen Christkatholischen Synode des Jahres 1876, welche unter anderem über die Priesterehe Beschluß faßte, verehelichte sich Pfarrer Gschwind mit der hochbegabten, verwitweten Berner Lehrerin Marie Rosina Zeller geborene Hofer. Die geistvolle und praktisch tüchtige Frau war eine Hauptmitbegründerin des «Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins», als dessen erste Präsidentin sie segensvoll wirkte. Der mit der Starrkircher Gemeinde durch Seelsorge und Schuldienst tief verbundene Pfarrer entschloß sich 1889, einem an ihn von der aargauischen christkatholischen Kirchgemeinde Kaiseraugst aus ergangenen Ruf zu folgen, nicht zuletzt darum, weil damit der durch Vorträge als tüchtige Wirtschafterin weithin bekannten Frau Pfarrer in dem geräumigen Pfarrhaus am Rhein Gelegenheit geboten wurde, die bald von acht bis zwölf Töchtern und jungen Frauen besuchte vorbildliche Haushaltungsschule einzurichten.

Paulin Gschwind, ausgerüstet mit Humor und Witz, konnte in der Polemik gar eigenwillig und sarkastisch werden. Sein zäher Arbeitsgeist und eine durchhaltende Energie ließen ihn neben seiner Seelsorgewirksamkeit auch in literarischen Äußerungen Bekenner sein. Die unter dem Pseudonym Peregrin veröffentlichte Autobiographie, die *Geschichte der Entstehung der christkatholischen Kirche der Schweiz* und das warm gezeichnete Lebensbild seiner Gattin behalten dokumentarischen Wert.

Der Pfarrer, welcher 1883 die Christkatholische Nationalsynode präsidierte, und nach dem Heimgang des Rheinfelder Pfarrers Schröter vom Bischof 1887 zum bischöflichen Vikar ernannt wurde, legte nach dem ihn tief erschütternden Hinschied seiner Gattin 1905 die Ämter nieder. Bei seinen Söhnen in Basel und Bern verlebte er, in nüchtern und streng geordneter Lebensweise sich frisch erhaltend, seine letzten Jahre.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Studien und Kritiken*, gesammelte Aufsätze. – *Das Vatikanische Konzil und die Priesterehe* (ohne Autornennung). – *Appellation an die öffentliche Meinung gegen die jüngste Exkommunikationssentenz*, 1872. – *Geschichte des Bistums Basel*, 1904. – *Lebensbild der Frau Pfarrer Maria Rosina Gschwind*, 1905. – *Autobiographie* (Peregrin), 1907. – *Geschichte der Entstehung der christkatholischen Kirche der Schweiz*, 1910.

Otto Gilg *300*

Guggenheim, Camille, von Oberendingen, * 10. Dezember 1894 in Zofingen, † 30. September 1930 in Lausanne. Im Alter von drei Jahren übersiedelte er mit seinen Eltern nach Thun, wo diese eine Handlung betrieben. In Thun besuchte Guggenheim Primarschule und Progymnasium; 1913 bestand er die humanistische Matura am städtischen Gymnasium in Bern. Es folgte das Fachstudium an der juristischen Fakultät der dortigen Universität, das er nach einer Praktikantentätigkeit im Advokaturbureau von Nationalrat Hermann Schüpbach in Thun 1917 mit dem Fürsprecherexamen abschloß. Nach weiterer Tätigkeit bei Advokat Maurice Goetschel in Delsberg ließ er sich als Anwalt in Bern nieder. Er erfreute sich rasch eines steigenden Ansehens. Die sozialdemokratische Partei, der er sich bereits als Student zur Zeit des Ersten Weltkrieges wegen einer Differenz mit einem militärischen Vorgesetzten angeschlossen hatte, ordnete den begabten jungen Politiker, den vor allem finanzpolitische Fragen interessierten, bald in Behörden ab. So gehörte er vom 3. Juli 1925 bis Ende Dezember 1929 dem Stadtrate von Bern an; im Mai 1926 wurde er vom Wahlkreis Bern-Stadt in den Großen Rat gewählt. Als Mitglied verschiedener Kommissionen (er präsidierte die Kom-

mission für das Dekret betreffend die Revision des Anwaltstarifes und jene betreffend das Gesetz über die Jugendrechtspflege) nahm er in der gesetzgebenden Behörde des Kantons Bern eine geachtete Stellung ein. Über seine politische Tätigkeit stellt ihm ein Nachruf das Zeugnis aus, daß er im kommunalen wie im kantonalen Parlament kein einseitig eingestellter Parteipolitiker gewesen sei, sondern ein gründlicher Arbeiter, dessen Sachkenntnis und konziliantes Wesen ihm auch die Achtung und das Vertrauen der Andersdenkenden erwarben.

Die juristischen Qualitäten Guggenheims fanden Anerkennung durch die Wahl als Ersatzmann des Obergerichtes (1926). Am 12. Dezember 1929 wählte ihn die Vereinigte Bundesversammlung als Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Karl Zgraggen, seines Parteigenossen, in das Bundesgericht, in welchem er mit Amtsantritt 1. Februar 1930 der staats- und verwaltungsrechtlichen Abteilung zugeteilt wurde. Infolge Krankheit war es ihm nicht möglich, sein volles Maß zu geben, «doch bewies er auch hier die Eigenschaften, die ihn zum Dienste an der Allgemeinheit befähigten. Reiches Wissen, scharfe Urteilskraft und bei aller Wahrung seiner Weltanschauung und politischen Überzeugung ein Taktgefühl, das die Diskussion des Sachlich-Grundsätzlichen nie verließ.»

Durch einen vorzeitigen Tod wurde er der Gattin, den Eltern und Geschwistern sowie seinen Freunden und dem obersten Gerichtshofe des Landes viel zu früh entrissen.

LITERATUR: *Bund*, Nr. 457 vom 1. Oktober 1930. – *Vaterland*, Nr. 231 vom 1. Oktober 1930 – *Basler Nachrichten*, 2. Beilage zu Nr. 268 vom 1. Oktober 1930. – *Berner Tagwacht*, Nr. 228 vom 30. September 1930, Nr. 232 vom 4. Oktober mit dem Berichte über die Trauerfeier in Bern, der u. a. die Rede von Nationalrat ROBERT GRIMM im Wortlaut enthält.

Paul Mäder *301*

Guggenheim, Hermann, von Lengnau, * 23. Januar 1859 in Baden, † 28. März 1926 in Zürich. Dr. iur., aargauischer Fürsprech und Rechtsanwalt in Zürich. Als sechstes Kind von Gutmann Guggenheim von Lengnau und Marie geb. Dreifuß von Endingen stammt Hermann Guggenheim aus altem schweizerisch-jüdischem Geschlecht. In Baden absolvierte er Gemeinde- und Bezirksschule, in Aarau das Gymnasium, wo er 1879 die Reifeprüfung bestand. Darauf studierte er die Rechtswissenschaften in Berlin, Leipzig und Zürich. In Berlin übte der berühmte Handelsrechtler Levin Goldschmidt, in Leipzig der bekannte Zivilprozessualist Adolf Wach großen Einfluß auf ihn aus. Von Januar 1883 bis Frühjahr 1884 bekleidete Guggenheim die Stelle eines Gerichtschreibers in Aarau. Im März 1885 doktorierte er bei Professor Aloys von Orelli in Zürich und bestand im Juni 1885 das Fürsprechexamen in Aarau. Aus jener Zeit stammt ein grundlegender Aufsatz über das aargauische Zuchtpolizeigesetz, in welchem er gesetzgeberische Abhilfe forderte. 1885 bis 1893 praktizierte er, als erster jüdischer Anwalt, in Zürich, wurde 1893 zum Gerichtschreiber am Bezirksgericht Zürich gewählt und versah dieses Amt zuerst als alleiniger, hernach als Gerichtschreiber des Gesamtgerichtes und zugleich der ersten Abteilung, bis zum Jahre 1897. Nach seinem Rücktritt vom Amte war er wiederum, bis zu seinem Lebensende, als Rechtsanwalt in Zürich tätig, ein gesuchter Anwalt besonders für das neu aufkommende Haftpflichtrecht, welches im Eisenbahn- und Fabrikhaftpflichtgesetz vorlag. Auf Grund seiner speziellen Kenntnisse wurde er auch Vertrauensanwalt der bedeutendsten Versicherungsgesellschaften in Zürich und Winterthur. Als langjähriges, aktives Mitglied der Demokratischen Partei war er zeitweilig Präsident der stadtzürcherischen Demokratischen Partei und Mitglied des Verwaltungsrates der *Züricher Post*. 1893 wurde Hermann Guggenheim in den Vorstand der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich gewählt, wo er als Aktuar, Schulpfleger und Vizepräsident amtete; 1899 bis 1908 war er Präsident der Gemeinde.

In dem von ihm 1904 mitbegründeten Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund wurde er der erste Präsident und wirkte als solcher von 1904 bis 1915 als Vorkämpfer für die Interessen der Schweizer Judenschaft. 1896 hatte er sich mit Leonie geb. Nordmann aus Bern verehelicht; seine beiden Söhne haben Rechtswissenschaften studiert; der ältere, Georg, ist Nachfolger seines Vaters in der Advokatur, der jüngere, Paul, wirkt als Professor für Völkerrecht an der Universität und am Institut Universitaire de Hautes Etudes Internationales in Genf.

Den Menschen Hermann Guggenheim zeichneten hochentwickelter Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit, Herzensgüte, Tatkraft, soziales Empfinden und ausgeprägtes Verantwortungsgefühl aus und erwarben ihm die Freundschaft zahlreicher bedeutender Zeitgenossen, so von Kunsthistoriker Otto Markwardt, von Bundesrichter Schurter und von Staatsanwalt Heinrich Zeller. Die Beschäftigung mit Kunst, Philosophie und Geschichte war ihm stets ernsthaftes Anliegen. Sein großes Wissen gab er öfters in Vorträgen im Zürcher Juristenverein und auch in der Augustin-Keller-Loge, deren erster Präsident er ebenfalls war, an einen größeren Kreis weiter.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Der Artikel 205 des Schweiz. Bundesgesetzes über das Obligationenrecht vom 14. Brachmonat 1881 betr. den Eigentumsübergang an Mobilien,* Diss., Baden 1885. – *Nulla poena sine lege, Kritik des aargauischen Zuchtpolizeigesetzes,* in *Zeitschrift für Schweizerisches Strafrecht,* Band 1, S. 306 ff.

LITERATUR: Nekrologe in *Züricher Post,* Nr. 82 vom 3. April 1926, im *Israelitischen Wochenblatt für die Schweiz,* Nr. 15 vom 9. April 1926, und in *Jüdische Preßzentrale Zürich* vom 1. April 1926.

Florence Guggenheim-Grünberg *302*

Guggenheim, Meyer, * 1828 in Lengnau, † 1905 in Lake Worth (Florida). Großindustrieller und Philanthrop. 1847 wanderte sein Vater Simon Meyer Guggenheim (1792–1869) mit dem Sohn und vier Töchtern aus Lengnau nach den Vereinigten Staaten aus, zusammen mit der Witwe Rahel Meyer-Weil aus Lengnau, die er in Amerika ehelichte, und deren sieben Kindern. Die Familie ließ sich in Philadelphia nieder, wo Vater und Sohn als Hausierer begannen, dann Ofenglanz und Schuhwichse fabrizierten und schließlich zum Handel mit Spezereien und Gewürzen übergingen. Meyer verheiratete sich 1852 mit Barbara Meyer, der dritten Tochter seiner Stiefmutter, und der Ehe entsprossen acht Söhne und drei Töchter. 1871 begann Meyer unter der Firma «Guggenheim und Pulaski» aus der Schweiz Sankt-Galler Stickereien zu importieren und schickte drei seiner Söhne, Daniel (1856–1930), Murry (1858–1939) und Solomon (1861–1949), in die Schweiz zur Ausbildung. Diese führten dann, zusammen mit dem ältesten Sohne Isaac (1854–1922), das aufblühende Stickereigeschäft, von 1881 an in New York unter der Firma «M. Guggenheim's Sons». Meyer selber beteiligte sich 1881 an einer Silbermine in Leadville (Colorado), die sich als eine der ergibigsten Silberquellen Amerikas erwies und ihn zum Millionär machte. 1888 errichtete Guggenheim den ersten Silberschmelzofen in Pueblo (Colorado), verlegte seinen Wohnsitz nach New York und begründete mit seinen sieben Söhnen – die drei jüngeren waren Benjamin (1865 bis 1912), Simon (1867–1941) und William (1868–1941), der achte war jung gestorben – die mächtige «Philadelphia Smelting and Refining Company», die bald auch in Mexiko Silberschmelzwerke erbaute und dort eine Monopolstellung errang. Nach einem harten, aber erfolgreichen Konkurrenzkampf kam es 1900 zum Zusammenschluß mit andern Schmelzfirmen in dem großen Minentrust «American Smelting and Refining Company», an dessen Spitze die Brüder Guggenheim traten. Mittels ihrer 1899 gegründeten «Guggenheim Exploration Company» für die Erforschung von Minen und Mineralien dehnten sie in den nächsten Jahren ihre Tätigkeit immer mehr aus, waren führend in

der Finanzierung von Bergwerksunternehmungen in der ganzen Welt und wurden zu «Bleibaronen», «Silberprinzen» und später zu «Kupferkönigen». Bis 1907 stieg ihr Vermögen von einigen Millionen bis auf über 50 Millionen Dollar. – Der Vater Meyer hatte sich 1891 von den Geschäften zurückgezogen. 1901 traten Benjamin und William aus der Firma aus. Es waren die fünf Brüder Isaac, Daniel, Murry, Solomon und Simon, welche als «Guggenheim Brothers» auf wirtschaftlichem Gebiete und als Philanthropen die Familie auf den Höhepunkt ihres Ansehens führten.

Meyer Guggenheim verdankte seine Erfolge einer glücklichen Mischung von Wagemut und Vorsicht, von kaufmännischem Weitblick und Hartnäckigkeit. Einfachheit, Bescheidenheit, Korrektheit, Gewissenhaftigkeit, großer Familiensinn, Liebe zur Musik und natürliche Herzensgüte zeichneten ihn aus. Seine offene Hand für Bedürftige und Neueinwanderer ließ ihn in späteren Jahren zum großzügigen Philanthropen werden. Er beteiligte sich auch führend an der Gründung des Schweizerischen Israelitischen Altersasyls in Lengnau im Jahre 1903, und seine Söhne unterstützten diese Institution fortlaufend.

LITERATUR: HARVEY O'CONNOR, *The Guggenheims, The Making of an American Dynasty*, New York 1937. – *Jüdisches Lexikon*, II. Band, S. 1291–2, Berlin 1928. – *Encyclopaedia Judaica*, 7. Band, S. 715–6, Berlin 1931. – *Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz 1927*, Nr. 39, *1938*, Nr. 42. – *Der Tog, Morgen Journal*, New York 1954, 16. und 23. April.

Florence Guggenheim-Grünberg *303*

Guggenheim, Moritz, * 28. August 1858 in Lengnau, † 5. September 1908 in Zürich, Professor für alte Sprachen am Kantonalen Gymnasium in Zürich, erster israelitischer Gymnasiallehrer in der Schweiz. Aus bescheidenen Verhältnissen stammend – sein Vater Hermann war jüdischer Bäcker in Lengnau, die Mutter Therese Bloch stammte aus Endingen –, verlor er mit zwölf Jahren beide Eltern. Dank den Bemühungen seines Vormundes, Lehrer Meier in Lengnau, konnte der begabte Knabe die Bezirksschule in Baden und die Kantonsschule in Aarau besuchen. Nach der Maturitätsprüfung 1878 studierte er klassische Philologie und Philosophie an der Universität Zürich unter den Professoren Arnold Hug, Blümner und Heinrich Schweizer. Durch Privatstunden und als Aushilfslehrer verdiente er sich daneben einen Teil seines Lebensunterhaltes. 1882 bestand er die Diplomprüfung für das höhere Lehramt und promovierte mit einer Dissertation über *Die Bedeutung der Folterung im Attischen Prozesse.* Nach einem Aufenthalt in Paris wurde er in Berlin Privatsekretär von Professor Lazarus und Hilfslehrer an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, zugleich seine eigenen Studien fortsetzend. 1886 Lehrer an der Beustschen Privatschule in Zürich und 1887 Hilfslehrer am Kantonalen Gymnasium, erlangte er 1889 die definitive Anstellung als Gymnasiallehrer, was einiges Aufsehen erregte. Daneben wirkte er 1886 bis 1896 als Privatdozent für klassische Philologie und antike Philosophie an der Universität Zürich. Als Mitglied der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft hielt er dort öfters Vorträge, aus denen manche seiner Veröffentlichungen entstanden sind. – Mit den Philosophen Moritz Lazarus und Richard Avenarius verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen. 1889 verheiratete er sich mit Henriette Bloch aus Lengnau; der Ehe ist ein Sohn entsprossen.

Moritz Guggenheim wurde geschätzt als trefflicher, gewissenhafter Lehrer, streng in seinen Anforderungen an sich selbst und an seine Schüler, aber beliebt durch seine mit Humor und Sarkasmus gewürzten, reiches Wissen vermittelnden Stunden.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Bedeutung der Folterung im Attischen Prozesse*, Diss., Zürich 1882. – *Zur Komposition der platonischen Republik in ihrem Verhältnisse zur platonischen Ethik*, in *Zeitschrift für Völkerpsycholo-*

gie, Band XV (1884). – *Die Lehre vom apriorischen Wissen in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Ethik und Erkenntnistheorie in der Sokratisch-Platonischen Philosophie*, Berlin 1885 (Dümmlers Verlagsbuchhandlung). – *Zur Geschichte des Induktionsbegriffes*, in *Zeitschrift für Völkerpsychologie 1887*. – *Die Stellung der liberalen Künste oder encyklischen Wissenschaften im Altertum*, Beilage zum *Programm der Kantonsschule in Zürich 1893*. – *Zum Leben Spinozas und den Schicksalen des tractatus theologico-politicus*, in *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie XX* (1896) 2. – *Neue Forschungen zum Leben Spinozas* im *Anzeiger von Freudental*, Beilage zur *Allgemeinen Zeitung 1900*, Nr. 221. – *Antisthenes in Platons Politeia*, in *Philologus 1901*, 1. Heft. – *Studien zu Platons Idealstaat (Kynismus und Platonismus)*, in *Neue Jahrbücher*, I. Abteilung, IX. Band (1902) 8. Heft. – *Beiträge zur Biographie des Petrus Ramus*, in *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, Band 121 (1902). – *Marsilius von Padua und die Staatslehre des Aristoteles*, in *Historische Vierteljahrsschrift 1904*, 3. Heft. – *Petrus Ramus als Reformator der Wissenschaften*, in *Humanistisches Gymnasium*, 18. Jahrgang (1907).

LITERATUR: *Programm (Jahresbericht) der Kantonsschule Zürich 1908*, S. 99–101. – *Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz 1908*, Nr. 37. – *Zürcher Wochenchronik 10* (1908) Nr. 38.

Florence Guggenheim-Grünberg *304*

Gugler, Felix, * 22. Juli 1875 in Wasseralfingen (Württemberg), † 25. Mai 1950 in Basel. Die Familie siedelte 1875 nach Choindez im Berner Jura über, wo der Vater die Leitung eines Werkes der von Roll'schen Eisenwerke übernahm und in der Folge das Bürgerrecht der Gemeinde Courrendlin erwarb. Absolvierung des Gymnasiums Freiburg im Breisgau, Schweizer Matura an der Oberrealschule Basel, von 1893 an Besuch des Polytechnikums Zürich, 1897 Diplom als Bauingenieur. Gugler widmete sich fortan dem Wasserbau und vor allem dem Kraftwerkbau.

Erste Praxis bei den Ingenieuren L. Kürsteiner und G. Narntowicz, dem späteren Präsidenten der Republik Polen. 1906 bis 1910 Bauleitung am Albulawerk der Stadt Zürich. Anschließend betätigt er sich in leitender Stelle bei der sanktgallisch-vorarlbergischen Rheinregulierung, beim Bau der Chur–Arosa-Bahn sowie beim Plessurwerk der Stadt Chur. Ab 1915 örtliche Bauleitung des Kraftwerkes Eglisau der Nordostschweizerischen Kraftwerke. Im Wintersemester 1919/20 berief ihn die Eidgenössische Technische Hochschule zu einem Lehrauftrag. Die ihm angebotene Professur lehnte er ab, weil ihm die Praxis mehr zusagte als die Lehrtätigkeit.

1920 erfolgte seine Ernennung zum Direktor der Nordostschweizerischen Kraftwerke in Baden. Er übernahm das Bau- und Studienbureau und anschließend die Leitung der baulichen Anlagen des Kraftwerkes Wägital (1920–1926). Nach Fertigstellung dieses Werkes trat er zur «Motor-Columbus AG für elektrische Unternehmungen» in Baden über, wo er in der Hauptsache die Bauleitung der Rheinkraftwerke Ryburg-Schwörstadt und Rekingen innehatte. Bis zum Rücktritt in den Ruhestand Mitarbeit an weitern Werken der Motor-Columbus AG wie am Lucendrowerk.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Entwicklung des Wasserbaus in der Schweiz und seiner kräftigen Hilfe bei der Gründung der Versuchsanstalt für Wasserbau an der ETH wurde Felix Gugler von dieser Hochschule im Frühjahr 1930 der Titel eines Doktors der technischen Wissenschaften ehrenhalber verliehen. Er gehörte viele Jahre dem Stiftungsrat der «Eidgenössischen Stiftung zur Förderung schweizerischer Volkswirtschaft durch wissenschaftliche Forschung» an. Neben seiner beruflichen Tätigkeit wurde Gugler wiederholt zu Expertisen über bedeutende Wasserwerkanlagen im In- und Ausland beigezogen.

Felix Gugler hat während eines halben Jahrhunderts die Entwicklung des Kraftwerkbaus tatkräftig und führend mitgemacht. Bis zuletzt zeigte er sich den zufolge ständiger Vergrößerung der Ausbauleistung und Energieerzeugung wachsenden Anforderungen ebenbürtig und war

stets für kühne Neuerungen aufgeschlossen. Er wuchs mit den an ihn herantretenden Aufgaben.

Charakteristisch für Felix Gugler war seine starke Naturverbundenheit und Liebe zu den Bergen. Er galt als hervorragender Alpinist und als Pionier des Skilaufs in der Schweiz, war einer der Gründer des Akademischen Alpenclubs Zürich und dessen Ehrenmitglied. So war 1931 seine Wahl zum Zentralpräsidenten des Schweizer Alpenclubs im Zentralkomitee Baden (1932/1934) gegeben. Als solcher leistete er unter anderm tatkräftige Mitarbeit an der Gestaltung der neuen Landeskarte und am Vertrag mit dem Militärdepartement über den Einsatz von Flugzeugen für den alpinen Rettungsdienst.

Klarer Blick für die technischen Probleme, Gerechtigkeitssinn in der Behandlung von Streitfragen und ein gesunder Humor vervollständigen sein Lebensbild. Sie tragen dazu bei, Felix Gugler in der Geschichte der schweizerischen Wasserwirtschaft und Alpinistik einen Ehrenplatz einzuräumen.

NEKROLOGE: *Badener Tagblatt* vom 27. Mai 1950. – *Die Alpen*, Mitteilungen 1950, S. 117f.

Eduard Kaysel *305*

Güntert, Alfred, von Mumpf, Bezirkslehrer, * 16. März 1885, † 20. Juni 1944. Alfred Güntert ist in Ryburg als Sohn eines Gemeindeschullehrers geboren, besuchte die Bezirksschule in Rheinfelden und anschließend die Realschule in Basel; hierauf studierte er an der dortigen Universität Mathematik und Naturwissenschaften. Mit 21 Jahren wurde er an die Bezirksschule von Lenzburg gewählt, der er während 38 Jahren seine große Lehrbegabung schenkte. Im Jahre 1917 doktorierte er an der Universität Basel mit einer Dissertation über die glaziale Fauna des Hallwilersees, dem er weitere wissenschaftliche Untersuchungen widmete. Seine riesige Arbeitskraft stellte er ferner in den Dienst der Öffentlichkeit. Er war in zahlreichen städtischen, kantonalen und schweizerischen Kommissionen tätig, befaßte sich mit vaterländischen und militärischen Bestrebungen, förderte die staatsbürgerliche Erziehung der Jugend, das kantonale und schweizerische Kadettenwesen, den militärischen Vorunterricht, war Feuerwehrkommandant, Hauptmann der Schützenkompagnie IV/5 während des Ersten Weltkrieges, ein fröhlicher Sänger, Schütze, Wanderer und Erzähler und ein begeisterter Freund des Tessins, von dessen Schönheit und Volkstum in Wort und Schrift zu künden er nie müde wurde. Alfred Güntert hatte eine leichte und flüssige Feder, die seiner ausgedehnten journalistischen Tätigkeit zugute kam: er war längere Zeit Redaktor der *Lenzburger Zeitung*, die er dreimal wöchentlich mit temperamentvollen Leitartikeln versah; er war Schriftleiter des *Schützenkameraden* und des *Jungschützen*, Verfasser zahlreicher Festberichte, Reiseschilderungen, Erinnerungsschriften und vaterländischer Zeitungsartikel, in denen sich hohe Begeisterung und nüchterne Kernworte ablösen und mischen. Dieser vielseitigen Beanspruchung war Güntert, der periodisch auch das Rektorat an der Bezirksschule führte und außerdem an der kaufmännischen Berufsschule Rechnen und an der Gartenbauschule in Niederlenz Chemie unterrichtete, auf die Dauer nicht gewachsen; kurz vor dem Jugendfest 1944 ist er einem Herzschlag erlegen.

VERÖFFENTLICHUNGEN (nur selbständige, inbegriffen Separata): *Der Hallwilersee, ein verschwindender Glacialsee*, Lenzburg 1921. – *Sauerstoff und Schwefelwasserstoff im Hallwilersee und ihre biologische Bedeutung*, Basel 1921. – *Gutachten über den Rückgang des Fischbestandes im Hallwilersee* (zusammen mit Dr. A. BRUTSCHY), im *Archiv für Hydrobiologie*, Band XIV; S. A. 1923. – *Untersuchungen über den Einfluß der Industrie- und Hausabwasser und der Korrektion der Bünz als Fischgewässer* (zusammen mit Dr. A. BRUTSCHY und Dr. W. SCHMASSMANN), in der *Schweizerischen Fischereizeitung 1929*, Nr. 10–12, und *1930*, Nr. 1–3; S. A. 1930. – *Das Lenzburger Kadettenkorps 1805–1930*, Lenzburg 1930. – *Unsere Schweizerkadetten*, Lenzburg 1939. – *Erinnerungen aus den Tessiner Grenzwacht-*

tagen 1915, Lenzburg 1915. – *Der Schweizer-Schützenzug nach Wien-Budapest*, Altdorf 1936. – *Aargauisches Grenzland*, Aarau 1943.

QUELLEN: HEINRICH GEISSBERGER, *Dr. Alfred Güntert*, in *Lenzburger Neujahrsblätter 1945*. – Nekrolog im *Aargauischen Schulblatt*, Nr. 14, vom 14. Juli 1944. Nold Halder *306*

Güntert, Franz Carl, von Rheinfelden, * 12. September 1812 in Rheinfelden, † 22. Oktober 1888 daselbst. Sohn des Joh. Bapt. Güntert von Mumpf, der sich 1814 in Rheinfelden einkaufte, verheiratet mit Theresia Lützelschwab, Nichte von Gregor Lützelschwab. Studiengang: Kantonsschule in Aarau, Hochschulen in München und Berlin (Architektur, Mathematik, Naturwissenschaften, besonders Geometrie). Rückkehr nach Rheinfelden, Geometer, Lehrer, dann auch Rektor, an der neugegründeten Bezirksschule, Mitbegründer der Salinengesellschaft und technischer Leiter von 1843 an. Präsident der vom Schützenwirt Dr. med. J. B. Bürgi begründeten Badarmenkommission. 1840 erwirbt er den Schönauerhof und legt die Reste der Alten Burg nieder zur Schaffung des schönen Gartens. Er nimmt auch großen, tätigen Anteil am geselligen Leben in Rheinfelden, besonders auf musikalischem und dramatischem Gebiete. Bei Aufführungen von Opern und Oratorien wirkt er als Solist mit. Mit Dr. J. Wieland gründet er 1834 den Männerchor. Er präsidiert 1867 die Tagung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft in Rheinfelden. In Karl Günterts Familienkreise verkehrte Franz Liszt, der Klavierlehrer von Günterts Schwägerin Anna Lützelschwab.

LITERATUR: Dr. A. STOCKER, *Drei schweizerische Salinendirektoren*, in *Vom Jura zum Schwarzwald 1891*. – C. DISLER, *Die Salinen Riburg 1848–1948*. – A. SENTI, *Festschrift des Männerchors Rheinfelden*, 1934. – *Jahresbericht der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft 1867*. Anton Senti *307*

Günther, Carl, * 21. Dezember 1890 in Rheinfelden (wo er auch Bürger ist), † 23. Februar 1956 in Basel. Gymnasium in Aarau, Mitglied des Kantonsschüler-Turnvereins, dessen Geschichte zum hundertjährigen Bestehen er 1930 schreibt. Maturität Frühjahr 1911. Studien in Genf, Leipzig, Berlin und Zürich, Abschluß mit der Doktorpromotion an der phil. Fakultät I in Zürich 1918.

1919 bis 1943 Seminarlehrer und Konrektor am Aargauischen Lehrerinnenseminar und an der Töchterschule für Pädagogik, Deutsch und vorübergehend auch für Geographie und Latein. Neben der Schule entfaltet Carl Günther eine reiche und fruchtbare Tätigkeit in kultureller und gemeinnütziger Richtung: Präsident der Literarischen und Lesegesellschaft, die er in langjähriger Tätigkeit zu Ansehen und Bedeutung führt; Präsident der kantonalen gemeinnützigen Gesellschaft und Vorstandsmitglied der schweizerischen; Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks Aarau; tätiges Mitglied des Vereins ehemaliger Kantonsschüler; Mitbegründer und Verfasser der Satzungen der Heinerich-Wirri-Zunft in Aarau; ausgedehnte Vortragstätigkeit über allgemein kulturelle Fragen und – was ihm besonderes Anliegen ist – über Erziehungsfragen. Zu den gleichen Themen nimmt er auch in Tageszeitungen und Fachschriften und immer mit stärkster innerer Ergriffenheit Stellung.

Seit 1943 bis zu seinem Tode Direktor des kantonalen Lehrerseminars Basel-Stadt in Basel. – Auch hier ausgedehnte publizistische und Vortragstätigkeit in allgemein kulturellen und in Erziehungsfragen. Mannigfaltigste Betätigung auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit – namentlich in Fragen der Volkskultur. Daher auch sein Kampf für das neue aargauische Schulgesetz in zahlreichen Referaten, so wie Carl Günther früher schon für die Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in der Volksschule mit seiner ganzen Kraft eingetreten ist. Präsident des Schweizerischen Seminarlehrervereins 1944 bis 1947, er setzt als solcher – nachdem frühere Anläufe in dieser Richtung ergebnislos verlaufen waren – im Jahr

1947 dessen Umwandlung in den «Schweizerischen Pädagogischen Verband» durch. Präsident der Schweizerischen Familienschutzkommission 1939 bis 1951. Pädagogikkurse für Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Handarbeitslehrerinnen, Hauswirtschaftslehrerinnen und auch für die Öffentlichkeit. Volkshochschulkurse.

Carl Günther tritt dabei immer für eine allseitige und «natürliche», die Kräfte des jungen Menschen nach seinen individuellen Möglichkeiten beanspruchende Erziehung und Bildung ein. Er lehnt jede im Bildungswesen auftretende Starrheit und unnötige Uniformität ab und hat die Tendenz, in Schule und Leben die Forderung nach einer sinnvollen «Gestaltung des Daseins» (im weitesten Sinne des Wortes) so nachdrücklich wie möglich zu vertreten. In diesem Sinne entspricht es auch seiner innersten heimattreuen und überzeugten Haltung, wenn er im Zweiten Weltkrieg, vorab 1939/40, sich mit 20 Vorträgen in den Dienst der geistigen Betreuung der Wehrmänner stellt, die dem Wehrmann erkennen helfen, wofür er im Dienste steht. *(Unsere Mundart – Aarg. Mundartdichter – Der Aargau geschichtlich und geographisch – Gottfried Keller – Vom Sinn des Lebens* usw.)

WERKE: *Heinrich Zschokkes Jugend- und Bildungsjahre*, Diss., 1918 mit Beiträgen zur Geschichte des Bildungswesens. – *Der Kantonsschülerturnverein Aarau, Vorgeschichte, Entstehung und erste Entwicklung*, 1930 (Beitrag zur schweizerischen Turngeschichte). – *Ein Kind wächst heran.* Ein Wegweiser für die häusliche Erziehung, 1935 (Gute Schriften). – *Hugo Marti, Mensch und Dichter*, 1938. – *Das Haus in der Schule*, Flugblatt der Schweizerischen Familienschutzkommission, 1941. – *Das Menschenbild im Ideal der schweizerischen Staatsschule*, 1945. – Dazu zahlreiche Referate vor schweizerischen und kantonalen Lehrerversammlungen und Konferenzen, in deren Fachorganen die Referate publiziert sind, und zahlreiche Publikationen in Zeitschriften und Zeitungen. – Als Übersetzer: *Das Leben der Schwestern zu Töß, beschrieben von Elsbet Stagel*, 1923 (erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch CARL GÜNTHERS Aufsatz *Übersetzers Not und Klage*, im *Bund 1932)*. – Als Herausgeber: *Autobiographie* (Sprachgut der Schweiz, Hefte für den Deutschunterricht). – *Meine Heimat*, Aargauer Jungbürgerbuch, 1939 und 1949. – *Gemeinsames Leben*, Begleitwort zum *Familienbüchlein des Kantons Aargau*. – SOPHIE HAEMMERLI-MARTI, *Gesammelte Werke*, 3 Bände. – JAKOB FREY, 4 Bände. – Mitherausgeber (und Verfasser zahlreicher Artikel) des *Lexikons der Pädagogik*, 1950 bis 1952.

LITERATUR: *Lexikon der Pädagogik*, 1950 bis 1952, Bd. III, S. 190. – *Aarauer Neujahrsblätter 1956*. – *Festschrift Carl Günther* (zu seinem Rücktritt als Direktor des Kantonalen Lehrerseminars Basel-Stadt – 28. März 1956).

Rolf Zschokke *308*

Gutherz, Carl, von Schöftland, Kunstmaler, * 28. Januar 1844, † 7. Februar 1907. Carl Gutherz wurde in Schöftland als Sohn des Lehrers Heinrich Gutherz-Lüscher geboren. Im Jahre 1851 wanderte die Familie nach Amerika aus. Zunächst ließ sich Heinrich Gutherz in Cincinnati nieder, wo er eine kleine Terracotta-Fabrik betrieb. Nach dem Zusammenbruch dieses Unternehmens, das trotz harter Arbeit und notreichen Kämpfen nicht zu halten war, verzog die Familie nach Memphis (Tennessee), wo Heinrich Gutherz bald darauf in der Blüte seines Lebens starb. Der junge Carl war ein von Natur begabter Künstler, der schon früh für die väterliche Fabrik Ornamente und Figuren entwarf und von seinem Vater auch das Modellieren in Ton erlernte. Nach dem Tode des Vaters verdiente er sein Brot als Zeichner in einem technischen Betrieb. In seinen Mußestunden besuchte er eine Kunstschule, um sich im Porträtieren und Malen auszubilden. Mit selbsterspartem Geld und einer geringen Unterstützung durch die Familie reiste der 24jährige nach Paris, um sich bei Cabasson, Pils und Lefebvre weiterzubilden. Der Deutsch-Französische Krieg veranlaßte ihn, nach Brüssel und Antwerpen zu gehen, wo er unter Staellart und Robert arbeitete. 1871 ließ er sich in Rom nieder, wo er sein erstes namhaftes Werk *Frühlingserwachen* malte und ausstellte, das 1876 anläßlich der Hundertjahrfeier

von Philadelphia mit einem Preis ausgezeichnet wurde, ebenso in Paris 1889. Nach Rom verbrachte Gutherz noch eine kurze Zeit in München und kehrte 1872 wieder nach Memphis zurück. Hier gründete er mit Halsey C. Ives eine Kunstakademie, die später nach St. Louis verlegt wurde.

Von 1884 bis 1896 weilte Gutherz wiederum in Paris. Es war die produktivste und erfolgreichste Periode seiner künstlerischen Laufbahn. Unter dem Eindruck der Fresken von Puvis de Chavannes schloß sich Gutherz der präraphaelitischen Schule an. Als bemerkenswerteste Werke aus dieser Zeit, meistens mystisch-religiösen Inhalts, können genannt werden: *Lux Incarnationis* (1889), *Arcessita ad Angelis, Ad Astra, Der sechste Schöpfungstag* (1893), *Der Grabesengel* und *Versuchung des heiligen Antonius.* Diese im Freskostil gemalten Bilder, die auf Ausstellungen in München und Berlin zu sehen waren, fanden in Amerika, wo sie ebenfalls ausgestellt wurden, zahlreiche Bewunderer und festigten den Ruf des Amerika-Schweizers als bedeutendsten Freskomaler seiner Zeit auf amerikanischem Boden. Allerdings wurde seine Nähe zu Puvis de Chavannes und vor allem zum süßlich-phantastischen Bouguereau nicht übersehen. In den Staaten wurde Carl Gutherz mit Ehrungen und Aufträgen überhäuft. Für den Lesesaal der Kongreßbibliothek malte er ein allegorisches Deckengemälde, das die physischen und metaphysischen Eigenschaften des Spektrums darstellt: In sieben Feldern, den sieben Regenbogenfarben entsprechend, schildert der Künstler die verschiedenen Phasen des Lichts, das sich in vollem Glanze über eine allegorische Mittelfigur ergießt. Für den Gerichtssaal von Fort Wayne (Indiana) schuf er ein weiteres bedeutendes Fresko zum Thema *Gesetz und Gerechtigkeit* und für die Volkskirche von St. Paul (Minnesota) ein solches über *Entwicklung und Einheit der Theologie.* Als Porträtist war Carl Gutherz weniger erfolgreich, doch sind ihm einige prägnante Bildnisse von bedeutenden Zeitgenossen gelungen; wir erwähnen unter anderen das Porträt von General Robert Lee, diejenigen der Senatoren Morgan (Alabama) und Bate (Tennessee), sowie Bilder von Jefferson Davis, Susan B. Anthony und Justice Bradley.

Carl Gutherz war Mitglied der National-Jury der Weltausstellungen von Chicago (1893) und St. Louis (1904). Im Jahre 1879 hatte er sich mit der Tochter eines methodistischen Pfarrers, Katherine Scruggs von Alabama, verheiratet. Verstorben ist er in Washington.

QUELLEN: *Who's Who in America*, 1906. – RICH. MUTHER, *History of Modern Painting*, 1907. – *Dictionary of American Biography*, Vol. 8. – ALBERT BARTHOLDI, *Prominent Americans of Swiss Origin*, New York 1932. – THIEME-BECKER, *Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler*, Bd. XV, Leipzig 1922, wo noch weitere Literatur verzeichnet ist.

Nold Halder *309*

Gygi, Adolf Louis, * 8. März 1872 in Noiraigue NE, † 24. Februar 1924 in Rupperswil, Chemiker, Gründer und Erbauer der Zementfabrik Holderbank-Wildegg AG in Holderbank, Direktor und Delegierter des Verwaltungsrates 1912 bis 1924. Nach Abschluß seiner Chemiestudien an der ETH war Adolf Gygi zunächst als Assistent von Professor Ludwig von Tetmeyer an der Materialprüfungsanstalt der ETH tätig. Es gelang ihm bald, durch zuverlässige Arbeit und solides Fachwissen das volle Zutrauen seines von ihm hochverehrten Lehrers und Vorgesetzten zu gewinnen.

Tetmeyer, der die wachsende Bedeutung der Eisenbetonbauweise und damit des Baustoffes Zement kommen sah, empfahl seinen Assistenten, Adolf Gygi, als Chemiker bei der Zementfabrik Laufen. Adolf Gygi wurde bald zum technischen Direktor des Unternehmens ernannt und verblieb in dieser Tätigkeit bis 1913. Während dieser Jahre sammelte er reiche Erfahrungen auf dem Gebiet der Zementproduktion. Als sich 1911 eine Erweiterung der Produktionskapazität der schwei-

zerischen Zementindustrie aufdrängte, war er der eigentliche Initiant für den Bau einer Zementfabrik in Holderbank. Der Standort schien ihm hinsichtlich Verkehrswegen und Lage der Absatzzentren besonders günstig gelegen. Zudem war er mit der Gegend eng verbunden, da sein Vater seit 1895 in Holderbank eine Kalkfabrik betrieb.

Unterstützt durch ein Initiativkomitee, dessen Mitglieder wenig später den ersten Verwaltungsrat der neuen Firma bildeten, nahm Adolf Gygi gegen Ende 1911 die Vorbereitungsarbeiten für den Bau der Zementfabrik in Holderbank mit aller Energie an die Hand. In erster Linie galt es, den erforderlichen Grundbesitz für Fabrikareal und Rohmaterial zu sichern. Am 15. Februar 1912 konnte in Brugg die Firma gegründet werden. Erster Präsident war der nachmalige Bundesrat Dr. Edmund Schultheß, damals noch Fürsprecher in Brugg. Im April 1912 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Die Maschinen und Apparate für eine nach dem Naßverfahren arbeitende Fabrik mit zwei Drehöfen von je 72 m Länge für eine garantierte Jahresleistung von zusammen 90 000 Tonnen Zement lieferte die deutsche Firma G. Polysius, Dessau. Damit fand das sogenannte Naßverfahren in der schweizerischen Zementindustrie zum erstenmal Anwendung. Bereits am 1. April 1913, also nach knapp einjähriger Bauzeit, konnte das Unternehmen sukzessive in Betrieb gesetzt werden, und am 21. Mai desselben Jahres verließ der erste Wagen Zement die Fabrik mit Bestimmungsort Frick.

Nach dem übereinstimmenden Urteil der internationalen Fachwelt ist es Adolf Gygi in glücklichster Weise gelungen, unter Anwendung von Drehöfen und Mahlanlagen großer Leistung eine Anlage von bestechender Einheitlichkeit, mit klarem, übersichtlichem Grundriß, geringem Aufwand für das rein Bauliche, kleiner überbauter Fläche und sehr kurzen Transportwegen zu schaffen. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß die seitherigen, umfangreichen Erweiterungsbauten sich mühelos in den ursprünglichen Plan einfügen ließen, ohne daß der Gesamteindruck litt. Die Betriebsaufnahme in Holderbank im April 1912 geschah fast ausschließlich mit Arbeitskräften, die mit der Zementfabrikation noch nicht vertraut waren. Mit viel Geduld konnte im Laufe einiger Jahre ein Stamm treuer und zuverlässiger Arbeiter herangebildet werden. Bis dieses Ziel erreicht war, gab es harte Zeiten für Adolf Gygi und seine Mitarbeiter, denn gleichzeitig hatte man es auch mit neuartigen Maschinen und Einrichtungen zu tun. Der Kriegsausbruch im August 1914 stellte das junge Unternehmen vor neue, schwierige Aufgaben. Die Arbeiter wurden mobilisiert, so daß die Produktion bis im Mai 1915 eingestellt werden mußte. In der Zwischenzeit versuchte man, die zu Hause gebliebenen oder nach und nach demobilisierten Arbeiter durch umfassende Abdeckarbeiten im Steinbruch und durch Planierungsarbeiten auf dem Fabrikareal so gut als möglich zu beschäftigen. Bis Ende 1916 konnte die Kapazität der Anlagen nicht einmal zur Hälfte ausgenützt werden, während anderseits hohe Schulden verzinst werden mußten. So waren die ersten Jahre für das neue Unternehmen voller Sorgen. Ein unverwüstlicher Optimismus behielt jedoch die Oberhand, und die spätere Entwicklung hat denn auch die schönsten Erwartungen bestätigt. Seit 1913 hat sich die Produktionskapazität dank beständiger Modernisierungen und Erweiterungen bis heute mehr als vervierfacht.

Es bedurfte mancher Anstrengungen, bis alle Kinderkrankheiten überwunden waren. Adolf Gygi war streng, aber gerecht. Bei seinen regelmäßigen Kontrollgängen entging nichts seinem scharfen Auge. Er verlangte tadellose Ordnung und strikte Befolgung seiner Anordnungen. Wer seine Obliegenheiten aber treu und gewissenhaft erfüllte, fand in ihm einen gütigen Vorgesetzten, dem das Wohl aller Betriebsangehörigen sehr am Herzen lag. Nur wenige Jahre war es ihm vergönnt,

den Aufschwung seines Lebenswerkes mitzuerleben. 1924, im Alter von 52 Jahren, kam er durch einen tragischen Unglücksfall ums Leben. Die Zementfabrik Holderbank verlor mit ihm einen ausgezeichneten Zementfachmann und einen vorbildlichen Unternehmensleiter.

LITERATUR: *De Holderbänkler*, Hauszeitung der Zementfabrik Holderbank-Wildegg AG und der Technischen Stelle Holderbank, *1*, Nr. 2/3.

Erich Richner *310*

Gysi-Studler, Arnold Emanuel, * 24. Februar 1837 in Aarau, † 6. Februar 1920 in Jona (SG), bestand in der väterlichen Reißzeugfabrik (Friedrich Gysi-Zimmerli) die Lehre als «Mechanikus» (Feinmechaniker), betätigte sich jedoch nach beendeter Walz in der von weither aufgesuchten photographischen Abteilung des gleichen, nun aber ihm und seinen Brüdern gehörenden Geschäftes an der Vordern Vorstadt zu Aarau als Retoucheur. In seiner Freizeit dichtete er. Sein Spezialgebiet war die Mundarthumoreske in Poesie und Prosa, die er meisterhaft beherrschte. Ebensogut gelang ihm der Vortrag seiner eigenen Werke, die von den Zeitgenossen zu Stadt und Land immer wieder zu hören begehrt wurden. Er verwendete den Dialekt des Ruedertales, weil er diesen als besonders urchig empfand, und sein Lieblingsmotiv war der Zusammenprall eines unverbildeten, naiven Gemütes mit der großen, manchmal auch fremdsprachigen Welt, wobei es dann zu komischen Ereignissen zu kommen pflegte. Gysis gedruckte Humoresken erlebten mehrere Auflagen und wirken auch heute noch belustigend, sofern sie lebendig vorgetragen werden.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Drei humoristische Vorträge im Ruederthaler-Dialekt* (darunter: *Hans-Joggis Genferreis* und *Peter-Sämis Gränzbsetzig*), Aarau 1878. – *Müllerruedis Pariserfahrt zur Weltausstellung vom Jahre 1878*, Aarau 1881. – *Das Drohtnetz ob der Stadt*, Aarau 1893. – *Der Aarauer Bachfischet*, Aarau 1894. – *Aarauer Saalbau-Erwyterigsschmärze*, Aarau etwa 1901. – *21 erprobte humoristische Vorträge für gesellige Kreise*, Aarau 1912.

LITERATUR: H. KÄSLIN, *Arnold Gysi-Studler, ein Aarauer Humorist*, in *Aarauer Neujahrsblätter 1949*.

Paul Erismann *311*

Gysi, Jakob Alfred, * 31. August 1865 in Aarau, † 9. November 1957 in Zürich, Sohn von Arnold Gysi-Studler (s. d.), durchlief – wie er selber sagte – schlecht und recht die Volksschulen seiner Vaterstadt, und auch in der Kantonsschule hatte der spätreife und einseitig begabte Schüler nur mäßigen Erfolg. Noch vor der Maturitätsprüfung verließ er Aarau und bezog die damalige Zahnarztschule in Genf. Doch auch hier schloß er nicht ab, sondern wanderte nach den Vereinigten Staaten aus, wo es für einen künftigen Zahnarzt mehr zu lernen gab als in der kleinen Schweiz. In Philadelphia doktorierte er. Seine Dissertation wurde als erste für würdig erachtet, in der führenden amerikanischen Monatsschrift der Zahnärzte publiziert zu werden, was eine hohe Auszeichnung bedeutete. Da in Aarau kein weiterer Zahnarzt erwünscht war, eröffnete Gysi in Zürich seine Praxis, die ihm jedoch viel Zeit zum Experimentieren und Forschen ließ. Die damalige Zahnheilkunde steckte noch in den Anfängen, und Gysis Forschergeist fand ein weites unbebautes Feld vor, das er in seinem langen Leben unermüdlich beackerte. Mit einer überdurchschnittlich geschickten Hand begabt, beschäftigte er sich in der Folge immer intensiver mit dem experimentell untermauerten Studium der damals schon verbreiteten Zahnfäule und ihrer Ursachen, und von überragender Bedeutung erschien ihm die Erforschung der Kauflächenformen der menschlichen Zähne. Mehr und mehr wurde man in Fachkreisen auf Gysi aufmerksam, was ihm einen Ruf an die Zürcher Zahnarztschule eintrug. Mit ihrer Erhebung zum Zahnärztlichen Institut der Universität Zürich (1906) erhielt er den Titel eines Professors der Zahnheilkunde. 1921 wurde er zum Ehrendoktor der Medizinischen Fakultät in Zürich ernannt, 1927 zum Ehrendoktor der Univer-

sität Marburg, 1929 zum außerordentlichen Professor und 1930 zum Honorarprofessor. 1931 hielt er seine letzte Vorlesung. Gysis Ansehen in Fachkreisen war weltumspannend, und noch lange werden seine Forschungen und Erkenntnisse den Zahnpatienten aller Erdteile zugute kommen. Zwei Dinge waren es, die ihn international bekannt machten: die Konstruktion von Apparaten, welche die komplizierten menschlichen Kaubewegungen möglichst genau nachahmen, sodann die Gestaltung der Kauflächen künstlicher Mahlzähne, deren Form harmonisch zu den Kaubewegungen des Unterkiefers paßt; dadurch erst wurde es möglich, Zahnprothesen zu schaffen, die ihrem Träger «auf den Leib geschnitten» sind. Diese verdienstvollen Taten trugen Gysi die vielfache Ehrenmitgliedschaft von Zahnärztegesellschaften Europas, Amerikas, Asiens und Australiens ein. 1926 erhielt er den Preis der Marcel-Benoist-Stiftung für seine «zum Wohle der Menschheit gewonnenen Forschungsergebnisse und ihre praktische Auswertung».

VERÖFFENTLICHUNGEN: Von den rund 90 Publikationen GYSIS erwähnen wir in Auswahl: *Beitrag zum Artikulationsproblem*, Berlin 1908 (auch englisch und französisch). – *Die Herstellung einer totalen Prothese*, Berlin 1930. – *Das Aufstellen der Zähne für Vollprothesen*, o. O. 1948. Vollständiges Verzeichnis in GYSIS *Selbstbiographie* (im Besitze der Stadt Aarau, Hand- und Maschinenschrift in Photokopie).

LITERATUR: Zahlreiche Zeitungsartikel, u. a.: *Neue Zürcher Zeitung 1940*, Nr. 1250; *1955*, Nr. 2267; *1957*, Nr. 3310; *Aarauer Neujahrsblätter 1955:* P. ERISMANN, *Alfred Gysi, ein weltbekannter Aarauer* (dazu als Ergänzung der gekürzte Abdruck von GYSIS Selbstdarstellung *Wie es so kam*).

Paul Erismann *312*

Gysi, Johann Oskar, * 11. August 1847 in Aarau, † 20. Juli 1919 in Bern, Sohn des Aarauer Reißzeugfabrikanten Friedrich Gysi-Zimmerli und Bruder von Arnold Gysi-Studler (siehe dort), bildete sich zum Kaufmann aus und hielt sich als solcher längere Zeit in England und Übersee auf, über welche «Weltenfahrten» er in seinen Büchern lebendig zu berichten wußte. Er versuchte sich gelegentlich auch als Novellist, wozu aber seine künstlerische Begabung nicht ausreichte. Ganz reizend geriet ihm hingegen die Schilderung seiner Jugendzeit in *Der Jüngste von Zwölfen*, in welchem Werklein das Aarauer Kleinstadtleben der Jahrhundertmitte sehr ansprechend eingefangen ist.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Auf den Wogen des Lebens*, Aarau 1903. – *Der Jüngste von Zwölfen*, Aarau 1905. – *Mit offenen Augen über Länder und Meere*, Aarau 1906. – *Reisewerk über den Aufenthalt in Ägypten, Syrien und Indien*, o. J. – *Der Krieg Englands gegen die Bergvölker im Nordwesten Indiens*, o. J. – *Geschichte des südafrikanischen Krieges*, o. J.

LITERATUR: H. KÄSLIN, *Ein Aarauer Weltfahrer*, in *Aarauer Mappe 1949*.

Paul Erismann *313*

Haberstich, Johann, von Oberentfelden und seit 1855 von Aarau, * 16. Juni 1824 in Oberentfelden, † 6. März 1891 in Aarau. Jurist und Politiker. Sohn von Notar und Gemeindeschreiber Johann Haberstich. Gemeindeschüler in Oberentfelden, Bezirks- und Kantonsschüler in Aarau (Matura 1843), dann Student der Rechte in Heidelberg und Berlin, worauf er 1846 im Aargau als Fürsprech, 1849 als Notar patentiert wurde. Die zunächst in der Heimatgemeinde geführte, bald nach Aarau verlegte Anwaltspraxis entwickelte sich zur gesuchtesten im Kanton. 1848 bis 1858 saß Haberstich im Bezirksgericht Aarau, seit 1852 als Vizepräsident; 1860 wurde er Ersatzmann des Obergerichts.

Der hervorragende Jurist gelangte früh zu Einfluß im politischen Leben. 1849 trat er in den Großen Rat, um schon im folgenden Jahre dessen Sekretär zu werden. Mitglied des Verfassungsrates von 1851. Im Jahre darauf sah sich Haberstich infolge des Ausschlusses der Beamten durch die neue Verfassung genötigt, aus dem Großen Rate auszuscheiden. Von 1860 an gehörte er aber dieser Behörde wiederum und jetzt bis ans Lebensende